

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

37 (15.9.1935)

# Der Führer AM SONNTAG

Folge 37 / Jahrgang 1935

Sonntag, den 15. September 1935

## KAPITÄNE des Eisenbahnverkehrs



Da lauern sie herum an den kleinen Stationen, draußen bei den Dorfzügen, die Schulbussen, und pressen ihre Stirn hart an den Lattenjann: sie bestaunen den rastenden Maschinenkoloss mit seinem Gefänge und Räderwirrwarr, hören das grollende Stößen und Stampfen der Ventile und das bössartige Gauden und Zischen des Dampfes. Sehnsüchtig starren sie hinauf zu dem Führerstand mit seinen geheimnisvollen Griffen, Hähnen und Meßinstrumenten. Und dann eilen sie über die Wiesen zu den Bahndämmen und lassen den vorbeilärmenden Zug mit seiner grauschwarzen Rauchfahne nicht aus den Augen, bis er weit hinten in jener dunstigen Unendlichkeit verschwindet, in der sich die glitzernden Parallelen der Eisenbahnen finden. — Wunderbarer Zauber der Technik, magnetischer Abenteuerer, jugendlicher Romantik des In-die-ferne-schweifens! Wer ist ein echter Junge gewesen und hat sich nicht als Lebensziel gesteckt, auch einmal von einer Lokomotive herunter zu greifen!

Schließlich werden viele doch nicht Lokomotivführer. Wenige schaffen es wirklich, und die stehen dann, sich stolz die „schwarzen Gefellen“ nennend, in verschmutztem Arbeitszeug und mit verrostetem Gesicht auf der Maschine, die Hände an Dampfhebel und Bremse mit angepanntem Blick zugleich Manometer und Wasserstandglas und die Signale auf der Strecke umfassend, die Nerven bereit, in Bruchteilen von Sekunden zu reagieren: verantwortungsbelaagte und verantwortungsbewusste Kapitäne des Schienenstranges.

Leidenschaftlich lieben sie ihren Beruf und würden ihn ohne Zögern noch einmal ergreifen, wenn sie das Schicksal vor die Wahl stellte. Obwohl die Pflichten, die sie als junge Menschen zu der Laufbahn trieben, längst verfliegen sind, und sie nun wissen, was es bedeutet, Lokomotivführer zu sein. Obwohl sie täglich aufs neue erfahren, daß ihr Beruf ebenso nüchtern-realistisch ist wie so viele andere Berufe. Obwohl sie mitunter klagen über die Härte des Dienstes, über das Maß der Anforderungen und über den Ansturm der Aufregungen. Aber was sie an ihren Beruf festsetzt, ist das beglückende Gefühl, eine wahrhaft männliche Arbeit zu leisten: eine Maschine zu beherrschen, selbständig zu handeln und Gefahren zu meistern. Und das prägt sich in der Wesensart der Lokomotivführer aus: in ihrem ruhigen Ernst und ihrer wortfargen Verlossenheit, ihrer straffen Selbstdisziplin und ihrem starken Selbstbewußtsein. Ähnliches trifft man heute vielleicht nur auf den Kommandobrücken der Schiffe an.

Lokomotivdienst ist ein schwerer Dienst. Bevor der Zug startbereit in der Bahnhofshalle steht, haben Lokomotivführer und Heizer schon anderthalb Stunden im Schuppen mit Vorbereitungen verbracht. Die Maschine ist bis in die kleinsten Einzelteile noch einmal genau nachgesehen worden. Die Luftdruckbremse wurde geprüft, ob sie einwandfrei funktioniert. Es wurde geschmiert,

geschraubt, geklopft, gereinigt. Mit besonderer Gewissenhaftigkeit wurde die Tafel studiert, an der Verfügungen und Telegramme angeschlagen sind, die Sonderbefehle für bestimmte Streckenabschnitte enthalten.

Dann hebt der Mann mit der roten Mütze seinen Stab, der Regulator wird langsam heruntergedrückt, die Schnellzugsfahrt geht los. In vier Stunden schieben dem ovalen Gußfenster etwa 220 Signale entgegen, 50 bis 60 Zentner Kohle hat der Heizer in derselben Zeit auf die Schaufel zu nehmen und kunstgerecht auf dem Roß zu verteilen. Die Hitze des Dampfessels kratzt auf die Plattform und beträgt in Kopfhöhe 58 Grad Celsius. Nur ungenügend bietet der Stand Schutz gegen Regen und Wind. Und die Arbeit wird noch aufreibender, wenn es Nacht ist oder Nebel die Sicht verhängt.

Auf der Zielstation hat die Lokomotivbesatzung zunächst dreiviertel Stunde „abzurufen“, ehe sie die Maschine verlassen und sich für vier Stunden in einen Uebernachtungsraum, umlärmt vom Kommen und Gehen der Kollegen, mitten im Gepolter und Gepsiffe des Rangierens, ruhejuchend auf ein Feldbett werfen kann. Dann sind wieder dreiviertel Stunde vorzubereiten, vier Stunden zum Heimatbahnhof zurückzufahren und eineinviertel Stunde Abschlußdienst zu verrichten. Wenn Lokomotivführer und Heizer dem Schuppen den Rücken kehren, um sich endlich nach Hause zu begeben, haben es sich die Reisenden schon längst in den Hotels bequem gemacht.

Neun Stunden täglich im Monatsdurchschnitt beträgt die Arbeitszeit der Lokomotivbeamten: so steht es in den „Dienstbauvorschriften“, die aber auch besagen, daß nur die eigentlichen Dienstverrichtungen voll zur Arbeitszeit rechnen, während Dienstbereitschaft nur mit 50 % und längere dienstfreie Zeit auf fremden Stationen überhaupt nicht gewertet wird. Es wird also viel vom

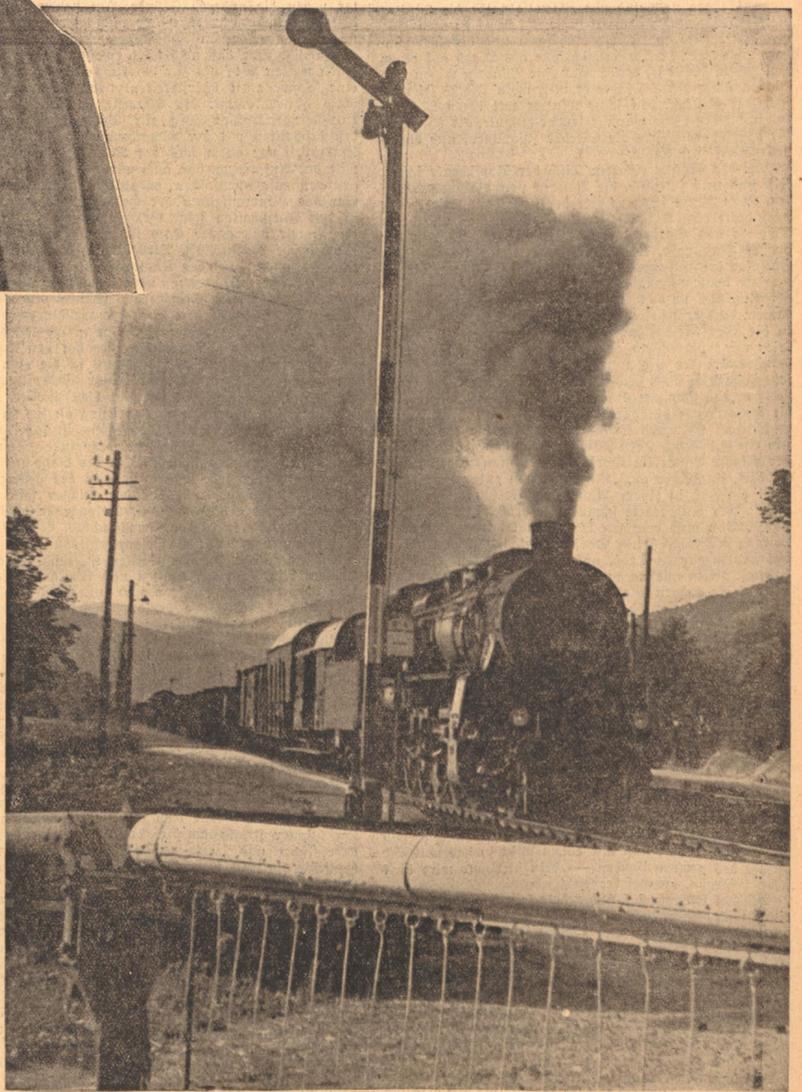
Lokomotivführer verlangt, und er erhält dafür ein Entgelt, das sich (in Ortsklasse B, ohne Abzug von Steuern, Arbeitslosenbeiträgen und Krankenkassenabgaben und ohne Sozialzuschläge) zwischen 174 bis 272 Mark im Monat beläuft, zu dem noch Nebengelber (für Schnellzugfahrten) kommen, die monatlich im Mittel 48 Mark betragen. Gewiß bescheldene Gehälter für Männer, die so Schweres leisten und eine so große Verantwortung zu tragen haben.

Die Männer auf der Maschine haben ein Verantwortungsgefühl, das in seiner Ausprägung und seinem Wachsein der beste Garant für die Sicherheit des Eisenbahnverkehrs ist. Zuverlässige Pünktlichkeit, peinliche Exaktheit, strengste Pflichttreue sind dem Lokomotivführer zur zweiten Natur geworden. Wie gesteigert das Verantwortungsbewußtsein dieses Berufes ist, zeigt das Beispiel

jenes Lokomotivführers, der in einem Unfall geriet, der mehreren Menschen das Leben kostete. Die Untersuchung ergab, daß er völlig schuldlos war, das Gericht sprach ihn frei; nur ein kleines Versehen wurde ihm nachgewiesen, das für den Unfall jedoch belanglos war und mit ein paar Mark disziplinarisch geahndet wurde. Aber in dem Mann nagt es, und der Zweifel will nicht ruhen, ob das Unglück nicht doch hätte vermieden werden können, wenn er das Signal nicht um einen halben Meter überfahren hätte; und er nimmt sich schließlich das Leben, weil er nicht mehr glaubt, in Zukunft den Aufgaben seines Berufes gewachsen zu sein. . .

Ganze Kerle sind die Lokomotivführer, und sie üben einen schweren, schönen und stolzen Beruf aus. Welcher Reisende dankt ihnen auch nur in Gedanken, bevor er den Bahnhof verläßt? Aber erwarten sie Dank? Wie Souveräne stehen sie oben auf ihrer Maschine, beglückt, um nicht zu sagen, bezaubert von dem Bewußtsein ihrer Herrschaft über die Dampfkraft, über die Maschine, die dahinjagt, den Raum überwindend und fast auch die Zeit.

Ihre Hand, Kapitän vom Schienenstrang! Und Vollampf voraus!



Aufnahmen aus dem Karlsruher Hauptbahnhof von F. Schweizer

# Die Here von Bollmannshausen

Von Albert Ansmann

Der kühlende Ostwind, der von der Höhe des Schwarzwaldes herabkam, blies um die schweren Fischerneze, daß sie sich bald wie Segel blähten, bald wieder mit rieselnden Wellen eine bewegliche Wand voll stets wechselnder Muster bildeten. Der Fischer hatte sie am frühen Nachmittag hinter der Hütte aufgehängt; bis zum Abend sollten sie trocken sein. In der mond hellen Nacht, die dem heißen Tag zu folgen versprach, war ein neuer Gang beabsichtigt. Dann mußten die Schrägen wieder gutgemacht sein, die allzuwilde Fische beim letzten Gang angerichtet hatten.

Regina war von der Mutter hinausgeschickt worden, die Neze hereinzuholen. Aber sie schien gar keine Eile zu haben. Wie sie so da stand und über die grüne leichtbewegte Fläche des Rheins zum andern Ufer spähte, warf die untergehende Sonne die feingegliederten Schatten des Nezes über ihr Kleid.

„Dich hat ja die Kreuzspinne ganz eingespinn“, rief es da plötzlich aus dem nahen Schilfgras, und ein federbrauner Burische sprang heraus.

„Doch du mich aber erschreckt, Berthold!“ und Berthold lächelte, wie die Hand des Mädchens in der seinen zitterte. „Warum bist du denn heute so ängstlich? Du warst es doch gestern und vorgestern nicht und die ganze Woche nicht“, und dabei wollte Berthold das Mädchen in die Arme nehmen. Aber sie wehrte ihn ab und fuhr sich mit den Händen über Schultern, Arme und Kopf. „Die Kreuzspinne...“

Aber nun umwirbelte der Burische sie herum. „So muß ich dich halt wieder auswideln, wenn du die Fäden fängst“, lachte er und brachte sie so, halb zärtlich, halb lässig, aus dem Bereich der Nezhatten an das freie Rheinufer.

Nun trafen sich wieder ihre Blicke, und sie lachten, alle beide. Weil der Wind so kühl von den Bergen blies, weil vorhin die Sonne einen so feinen Spatz gemacht hatte und überhaup... weil das Leben so schön war. Sie nielten wie Kinder am Ufer in Sand und Geröll und warfen klade Steine ins Wasser, daß sie weit hinauszanzten und sich noch lange bekamen, ehe sie verlanten. Zu erzählen hatten sie sich nichts. Wozu denn auch, dann Spielmaße, ruhten sie mit verschlungenen Händen, zwei junge, lebensfrohe Leute.

Wenn's nur nicht so kurz gewesen wäre, dieses Beieinandersein. Schon rief die Mutter zum zweitenmal nach den Nezen. Schon ungeduldig. Wenn der Vater zurückkommt, müssen sie fertig sein. Freilich, da war nichts zu machen. Vater muß Fische fangen, und die beiden Frauen müssen die Neze bereithalten. Im Baumgarten, wo die Neze hingen, war es schon abendlich, als Regina ihren Schatz verabschiedete. „Nichts mehr sagen von der Spinne“, daß sie ihn, und sie schauerte noch einmal zusammen. Der Burische ging und das dicke Schilf schloß sich hinter ihm.

Die Mutter hatte nichts gegen die Weibschaf, rein gar nichts. Aber Regina mußte doch bedenken, daß Berthold der einzige Sohn des reichsten Bauern in Bollmannshausen sei.

Wie sollte das werden? Eine Mutter steht weiter als ein junges Mädchen. — Regina konnte nichts, gar nichts sagen. Weßern noch, und vorzusehen, als ihr die Mutter dieselben Einwände gemacht hatte, da hatte sie noch stolz erwidert: „Wir haben uns doch gern und der Berthold hält mich wert.“ Er meint, ich solle als Magd auf einen Hof gehen, damit ich lerne, was eine Bäuerin wissen und können muß. Neulich sagte er mir, mein Flachs sei nicht schlechter als der, den seine Mutter mit ihren Mägden spinnt.“ Aber heute war ihr schwer zumute, als schnürten ihr ungeschickte Fäden die Glieder zusammen, und etwas drückte auf ihre Kehle.

Um den großen eigenen Tisch der Dorfschenke saßen, fest und noch friedlich, die Bauern von Bollmannshausen. Jeden Jahre schon währte der furchtbare Krieg, aber noch hatte kein Raufschädel, kein Franzose und kein Schwede das Dorf betreten. Man lag abseits von dem großen Heertrabe, die eine Stunde Landeinwärts dem Südfuß des Stromes folgte. Die Einzelgänger, die ab und zu beutehungrig sich hierher verließen, wußte man abzutun, daß sie den Ställen und Scheunen nicht nahekommen. Und doch gelangte man selbst auf sicheren Pfaden in die Marktflecken der Umgebung, daß man Korn und Vieh um teures Geld an den Mann bringen konnte.

Was Wunder also, wenn der Bollmannshausener Bauer fest bodenständig war. Was Wunder, wenn der Wirt, kaum hatte er den Humpen auf den Tisch gestellt, schon wieder die Kellertreppe hinabsteigen mußte.

Michael Gingers Stimme überdrönte die der andern um ein gut Stüd. Sein Anwesen war das größte und er der reichste Bauer im Dorfe. „Was man sagen muß, Michael“, fing einer an, „Du hast einen guten Zug, leerst wohl ein Maß in einem Ansehen bis zum Spundloch aus.“ Der Angeredete schmunzelte bedächtigt über dieses Lob. „Man muß heutigen Tages zu leben wissen, wenn morgen der Schwed ins Dorf kommt, lebt und zehrt er mit seinem ganzen Troß, und wir haben bloß die Neu', daß wir's ihm nicht weggetrunken.“ Er setzte von neuem an, und die andern taten gerne mit. Die Aussicht, morgen in den Wald entlaufen zu müssen, machte die Reden noch durstiger, und der Wirt strahlte vor Vergnügen und spendete zwischendurch eine Runde auf eigene Kosten.

„Der Michel soll auch einen spenden“, hatte sich schon einige Male aus dem trunkenen Lärm hören lassen. Aber das war tauben Ohren geredigt. „Wer kein Geld hat, soll dasheim bleiben und nicht ander Leut und ehrlige Leut um ihr Erbschaftes bringen.“ Da war ein böses Wort gefallen. Wo vorher noch die Würfel auf den Tisch gerollt waren, wo man sich jetzt noch grobe Späße über den Tisch zugeworfen hatte, da war jetzt gefährliche Stille. Ein trauriger Keul, der nicht einmal bei Trunt und Spiel vom Geize läßt. „Was ist“, höhnte der lange Mittel dazwischen, der vorhin zum Spendieren aufgefordert hatte, „kümmtest am Ende etwas verlieren von deinem Reichtum“, und mit einem Blick in das wildfalsche Gesicht des großen Bauern — „dein Berthold wirt dir's schon beorgen, du Geizhagen!“

Michael Ginger sah und rebete kein Wort, nahm nur einen nach dem andern mit seinen schon leicht verschleierten Augen aufs Korn. Der Wein wirkte in seinem Kopf, und er hörte nicht mehr alles, was um ihn herum vorging. Aber, daß man seinen Berthold nannte, entging ihm doch nicht. „Ihr braucht euch nicht zu freuen“, brachte er jüngererheraus, „die Fischerjungfer kriegt meinen Berthold nicht.“ Dann war es wieder eine Weile still in der Stube. Bloß der Michel brumnte unaufhörlich vor sich hin, unverständlich meist, aber dazwischen doch wieder einige gerade Worte. Aber was man daraus mit gepigsten Ohren auffangen konnte, ließ man sich nicht entgehen. „Nur weiter, leert euren Berger aus“, so maunte man ihn, wenn er einmal frockte. Ein Krug stand vor ihm, nicht von

ihm bestellt. Der zog manches Wort aus Michel heraus, mühselig wie aus dem Schlaf irpellen die Worte des Dasses, die sich in ihm angesammelt hatten, aus dem offenstehenden Mund. Die Tischgesellschaft vergaßen ihr Fluchen und Spielen und kniffen einen neu Hinzugekommenen in den Arm, daß er um Gottes willen keine Störung mache. Denn der Michel hatte ungemein Wichtiges zu erzählen.

Bald schlich ein Gerücht um. In der Dämmerstunde, wenn die Frauen ihre Krüge am Brunnen füllten. Was ungläubig oder widerwillig in später Abendstunde aufgenommen wurde, grub sich in der Nacht, unbeschwert vom zweifelnden Denken, in das Gehirn und war am Morgen mit der aufsteigenden Sonne eine unbestreitbare Tatsache. Sie ist eine Here, Regina ist eine Here!

Am Strome draußen, zwischen Schilf und Wasser, treibt sie ihr teuflisch Werk. Und Berthold ist ihr Opfer. Braucht es eines Beweises, wenn der einzige Sohn des Michel, der es an Reichum und Ansehen mit vielen Lehnsbürgern aufnehmen könnte, nicht von ihr lassen will, der Regina in der Fischerhütte. Braucht es da eines Beweises?

Ehe sie wußte, was ihr geschah, lag Regina im Turm. Was der böse Geist in ihr verschwie, hartnäckig verschwie, das förderten die Daumenstücken eines Eitlinger Berenmeisters rauch zutage. Schon schichtete lieberhafte Geschicklichkeit die Scheiter zum erhebenden Schauspiel. Der Verurteilten wurde nach Brauch und Sitte ein letzter Wunsch gemährt. Sie bat, ins Dorf Kirchlein geführt zu werden.

Nun kniete sie in der Mitte des Ganges, der die Bantreihen trennte. Rechts und links, vor und hinter ihr drängten sich in den Wänden Gestalt an Gestalt. Sie hörte das Atmen um sich, hörte das Brausen, das die Menschen und Christen begeräuschte. Dann hob sie den Blick, daß die sieben Kerzen, die vor dem Bildnis brannten, sich in ihren weit offenen Augen spiegeln. Mit seltsam geächertem Sinn nahm sie jetzt noch einmal die Bilder in sich auf, die von dem unsicheren Licht an den Wänden beleuchtet wurden.

# Die Zeit geht weiter

Ein Aufruf von Wilhelm Albrecht, Landesleiter von Baden der NSK

Auch sozial ist also die Forderung, der Dichter und der Schriftsteller sollen dem Volke dienen, alles andere als eine Schranke. Sie ist die erste Voraussetzung jedes echten Schöpfenden, wir haben sie nur auf die bestimmte und verbindliche Formel gebracht. So stellen wir die gesamte geistige Arbeit und ihr Mittertum im neuen Deutschland mitten ins Volk und uns selbst als Arbeiter neben die anderen Stände. Im neuen Deutschland gibt es keinen Dünkel, weder aus überlegenem Wissen noch aus überlegenen Fähigkeiten oder etwa noch gar aus Weisheit. Wer das noch nicht erfaßt hat, der hat noch einen weiten Weg bis zur Wirklichkeit, und er hat noch eine Schwelle zu überschreiten, über die mancher niemals hinwegkommt: die Schwelle seiner eigennütigen Kurzsichtigkeit. Der Weg zur Volksgemeinschaft wird erst beschritten mit der Wegräumung des Interessendankens, vor allem aus der Reichschrifttumskammer. Mit der Auffassung, daß auch wir nur neue Interessengruppen aufzusuchen, endgültig aufzuräumen, wird eine der Hauptaufgaben der weltanschaulichen Schulung in den Fachschaften sein. Geschäft ist uns Mittel zum Zweck, wie das ganze Volk überhaupt, und der Zweck ist: deutsche Wirklichkeit. Dies ist die Überwindung des Kapitalismus. Auch der Kapitalismus wird nicht durch wirtschaftliche Reformen oder neue Wirtschaftssysteme überwunden. Dieses Gebilde aus Dünkel und Egoismus kann man nicht mit dem Hammer zerlegen oder mit dem Rechenstift hinwegrechnen. Wer in sich selbst zu unferer Wirklichkeit gefunden hat, der hat den Kapitalismus niedergeböhlet. Kapitalismus ist die zum Gerüst gewordene Erscheinungsform einer Gefinnung. Ihr Schemel ist Ansehlichkeit. Es gibt Schriftsteller, die nur dazu schreiben, um Geld oder Geltung an sich zu reißen, Geschäftemacher der Kunst. Ganz gleich ist dabei der Umfang, auch hier sind Maße nur wechselnde Perspektiven von oben oder von unten. Das ist der Geist des Kapitalismus. Ja er lebt sogar noch in der belletristischen Selbstbepiegelung, mit der der Dichter sein eigenes Schicksal berebet oder beklagt. Solange er darin seine Kunst sieht, ist er für uns noch nicht. Wer fragt den Bergmann nach seinen Privatempfindungen? Er soll das Eisen zutage fördern. Dichten ist, reich an seelischen Kräften sein, gestalten können und schenken. Alles, was dem vorhergeht an äußeren und inneren Kämpfen, das ist eben der Einfluß der Person. Auch vom Dichter muß jenes stille Selbstentwurf verlangt werden, das uns Hunderttausende, ja Millionen deutscher Frauen täglich vormachen. Nicht weniger aber auch von dem, der es sich zum Lebensberufe gewählt hat, das so erzugene deutsche Geistesgut zu vermitteln. Auch für den Buchhändler, für den Verleger, für den Vertriebsbesitzer ist alles, was vorhergeht an ideellen und wirtschaftlichen Kämpfen, eben der Einfluß der Person. Das Buch ist nicht mehr um des Geschäftes willen da, sondern das Geschäft um des Buches willen. Wer über das Geschäftliche nicht hinauskommt, ist wie der Dichter, der noch Vieles auf Erbe reimen muß. Wer das Wirtschaftliche meistert, um seinen Kulturwillen durchzuführen, der tritt dem wahrhaft schöpferisch begabten Dichter stracks an die Seite. Wer das Materielle überwindet und aus persönlicher seelischer Kraft an deutscher Zukunft mitzugeschalten vermag, dem wird der Gedanke völlig vergangen sein, daß unsere Fachgruppen nur Interessengemeinschaften wären. Ja, wenn wir alle soweit sind, dann werden wir nichts als Kameraden sein, die zusammen für Deutschlands innere Gestalt und Seele schaffen und kämpfen. Dann wird nicht nur jede kapitalistische Auffassung, sondern der ganze Kapitalismus verschwinden sein. Kapitalismus ist der Diktatorismus der Völker, der sie nicht nur zur Meißerhaft an sich selbst kommen läßt. Nur der Dichter, der sich selbst überwinden hat, kann zum Munde des Volkes werden! Kann zum Führer sein, kann Kämpfer und schließlich zum Scher unseres Volkes werden. Immer führt der Weg über das Opfer. Immer ist, was daraus erwächst, eine heilige Welt, und weil sie das ist, darum nennt sie kein Mensch mehr ja.

Die Kerzen erloschen nicht, als die Verdammte in der Kirche erlag; das heilige Kind auf dem Arm der Gottesmutter barg sein reines Angeicht nicht vor ihr; kein Teufel fuhr ums Gotteshaus, um die Gläubigen zu schreden und seine Dienerin zu toten. Nichts geschah. Nur die Kerzen kühlerten und spiegelten sich in Reginas Augen.

Einer fehlte in der Kirche. Berthold. Er stand auch nicht draußen auf dem Dorfanger, wo schon das Volk auf den Scheiterhaufen wartete. Am Nachmittag war es im Dorf von Mund zu Mund gegangen, was heute abend bevorstehe. Da hatte sich der Burische abongeflüchten, in den großen Wald, wo die heimlichen Pfade auf die Heerstraße führten.

Das hatte dann den Schweden, die gerade beutehungrig und verdorsten daherzogen, wohl besagt, als der Burische der ihnen da um die Abenddämmerung begegnete, sie antrug und ihnen ein ungeschändetes, reiches Dorf zu zeigen versprach. Raum konnten sie ihm folgen, als er sie nun führte. „Schnell, schneller“, keuchte er, „umbringen müßt ihr alle und das Dorf anzünden, feiner soll leben, wenn sie verbrannt wird.“

Gerade als die Kerzen heruntergebrannt waren und die Sündersacke zu läuten anfing, hatten die Schweden das erste Geschöß erreicht. Sie trieben das Vieh aus den Ställen, sie fischten den Bauern mit ihren langen Messern am Halbe, sie er ihnen aus dem tiefsten Verdeck die Geldtruhe brachte. Eine Stunde später lagen überall Erbschlagene in den Häusern, schon brannte eine Scheune, schon ein Gehöft. Um Mitternacht zog der Haufe ab. Das ganze Dorf brannte von einem Ende zum andern.

Wenige entkamen in dieser Nacht.

Von Berthold und Regina aber sah niemand mehr etwas. Der Wanderer, der um die Dämmerung an der Stätte vorbeigeht, wo einst, das Dorf gestanden, kann wohl in Schilf und Weiden zwei Gestalten sehen, die eines Jünglings und eines Mädchens, die sich umschlungen halten. Wenn er aber näher kommt, so entfliehen sie mit leisem Klagenlaut um die verlorene Heimat.

den Anfängen ist und noch mancherlei Mängel zeigte, wird vertieft und bereichert. Der Schulungsbrief, der in seinem deutschen Hause fehlen sollte, gehört bei Ihnen, liebe Kameraden, zum selbstverständlichen Handwerkszeug, er gehört, nach Jahrgängen eingebunden, zum vollständigen Inventar. Wenn Sie alle Ihre hohe Aufgabe wirklich erkannt haben, werden die Fachschaften und auch die einzelnen Mitglieder selbst gewiß darauf dringen, auch auf dem Gebiete des Schrifttums durchgebildet zu werden und werden ganz besonders den neuen Antriebe begreifen, den die Reichschrifttumskammer in Baden dadurch gibt, daß sie nunmehr ihre gesamten Fachschaften und Verbände, mit dem Reichsverband deutscher Schriftsteller in der Mitte, zu engerem Zusammenhange durch mehrere große, festlich gestaltete Gemeinschaftsabende. Für Heidelberg und Mannheim soll der heutige Abend der Auftakt sein. Heute spreche ich zu Ihnen, an den nächsten Abenden sollen Sie zueinander sprechen. Vom Oktober an soll in jedem Monat ein solcher Gemeinschaftsabend durchgeführt werden, an dem Dichter, Schriftsteller und die Fachschaften des Mittertums am Schrifttum in engerem Austausch und persönlicher Fühlung kommen. Das gleiche soll in allen größeren Städten Badens geschehen, jeweils unter Mitteleitung der gesamten umliegenden Landstädt. Mehr und mehr sollen auch weite Kreise des Volkes sich einstellen, je nachdem ob der Gemeinschaftsabend mehr der Feier oder mehr der gegenseitigen Belehrung und Befruchtung dient, für deren Ausgestaltung sich andererseits die Universitätskreise sehr verdient machen können, indem sie sich durch angemessene Vorträge innerhalb der Reichschrifttumskammer an der Bildungsarbeit beteiligen.

Sehr fruchtbar für die gesamte Arbeit ist die nahe Beziehung zur Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, die wir haben, da ich als Landesleiter Baden der Reichschrifttumskammer zugleich Landesreferent der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums bin. Verschiedene unserer Mitglieder und zum Teil auch führende Redatoren der Reichsstelle, sind zugleich Redatoren oder Kreisreferenten der Reichsstelle. Dies ermöglicht einerseits eine direkte Förderung der jungen oder der sonst noch unentwickelten Talente, andererseits aber auch einen fruchtbareren Austausch mit den Fachschaften des Mittertums, die von der mühe- und opfervollen Arbeitsleistung der Reichsstelle mit ihrem mehr als 800 ausgewählten Redatoren nutzhaben können. Die Parteistellen selbst, vor allem aber auch die Kreis- kulturwart und den Leiter der Kreispropagandastelle bitte ich, die ganze Arbeit der Reichschrifttumskammer und in ihr des NSK, nach Kräften zu stützen und an den Veranstaltungen ausnahmslos teilzunehmen, um so einerseits die Kräfte kennenzulernen, die im Schrifttum der badischen Grenzmark wirksam und tätig sind, andererseits einen erfrischenden Einfluß selbst auszuüben und überall zur Befähigung anzuregen. Es ist überall Sache dererjenigen von Ihnen, liebe Kameraden, die das Führerprinzip in sich lebendig fühlen, auf diesen allgemeinen Zusammenhänge des Schrifttums hinzuwirken und so die gesamte Leistung der badischen Landstädt in eine einheitliche positive Richtung zu bringen. Voran steht in allem der schaffende Mensch, und der größte Gewinn für uns alle und für die Gesamtheit ist immer die Entdeckung und Herausstellung einer neuen Begabung. Wir wollen das folgende individualistisch verstreute badische Schrifttum zum Gemeinschaftsbezug unserer Landschaft machen und von hier aus ins Reich stellen. Die Landschaft hat die kulturelle Pflicht, ihre schaffenden Kräfte zu erkennen und ins Volk zu stellen, so daß der Dichter ins Volk kommt und das Volk das Bewußtsein des neuen Standes erlebt. Erst dann wird die Brücke geschlagen, die den Stand der Kopfarbeiter — das sind wir, nicht mehr und nicht weniger — mit den anderen Ständen verbindet als letztes Glied der Volksgemeinschaft.

Ihr aber von der Feder sollt nicht mehr den Verleger und den Buchhändler als den Herrscher des Geistes an den Profit ansehen, sondern an ihn als ein euren lebendigen praktischen Bruder glauben, der das Zeug in sich hat, für eure Werke einzutreten und sie zur Wirkung zu bringen. Ihr aber, Männer des Buches und Buchgewerbes, sollt nicht mehr den Schriftsteller, den Dichter als den Phantasten oder Schönpfänger ansehen, von dem Nietzsche gesagt hat, die Dichter liegen zuviel, ihr sollt an ihn als an euren lebendigen schöpferischen Bruder glauben, der das Zeug in sich hat, für uns alle neue Welt zu gewinnen, neue Kraft an entäuern! Der innere Geist aber, der unsere ganze Gemeinschaft durchherrscht, soll jener ruhevoll starke Geist der Frontkameradschaft sein, der immer, wo er sich einfindet, Deutschland zu unvergänglichen Leistungen ertüchtigt hat. Jeder von uns aber, die wir ja alle vom Brunnen des deutschen Geistes leben und uns nähren, sollte tief Einfuhr in sich und Kläre in sich das Wunder zur Wirklichkeit um, in dem wir heute stehen: **W o l k e n s t r a u m** ist unser großes Schicksal und unser großes Geschenk, wert aller Opfer, die der einzelne bringen muß. Volkswertung aus der Landschaft! Aber nicht so, daß Deutschland in viele Landschaften auseinanderfällt, sondern so, daß ureigene Landschaften aus sich heraus Deutschland gebären und mannigfaltig machen! Kein Weistrit zwischen Baden, Pfalz, Württemberg, Bayern, kein Individualismus der Landschaft, die da schreibt: wir sind die Ersten, die allein Wichtigen. Wer den Weltkrieg mitgemacht hat, der hat für das deutsche Volk gekämpft, nicht für einen Distrikt eines früheren deutschen Fürsten.

Wer das neue Deutschland mit der Seele sucht, der ist weise und aufgeschlossen zugleich und dabei auch erwartungsvoll und vertrauensvoll auf das Unbewusste, großartig Urteilliche, Irrationale des ganzen Vorganges, der sich in Deutschland vollzieht und in dem wir alle bis zu unserem obersten Führer nur die naturgewollten Volkstreiber sind. Jeder weiß und hat es in sich erfahren, daß alles Zerfallende, Zerfließende, Aufblühende, Negativistische, Reinstoffliche der Nachkriegszeit jetzt so sinnlos geworden ist wie ein Schneefall im Sommer. Deutschland ist ins Sprichwort gekommen, und wenn alles drunter und drüber ginge: **e m p o r a e h t e s d o c h**. Das ist die Gefinnung, an der wir alle teilhaben, die Gefinnung von Lenz und Geburt, Jugend als Gefinnung, eine Lust, in der Olympier zu faunen werden können! Wenn die deutsche Seele erwacht, dann hat sie auf ausgeschlafen! Wir reiben uns alle die Augen, keiner macht eine Ausnahme davon, es sei denn unser Führer selbst, der als erster ins Frühgorn blies! Schließt die Reiben, schenkt die Nachtgelenker aus unserm Land und laßt den Geist in uns allen und für jeden von uns allen lebendig werden, der in Wahrheit in unserem Blute fröhlich und drängt, frisch und gesund, stark, frei, todesmutig und lebensstark, opferwillig und klug, und wer noch nicht so mit uns fühlt, ihr ändern alle: wir wollen ihn mit ins Feuer reißen!

Ende

# Anschlag auf Schweda

## Unser Roman wird verfilmt



Marianne Hoppe als Regina Kefler.



Eugen Klöpfer als Artst Clavel.

Unsere Leser werden sich noch recht gut auf den im „Führer“ veröffentlichten Roman „Der Anschlag auf Schweda“ besinnen, der, wie wir feststellen konnten, damals schon den größten Beifall fand. Jetzt werden die einzelnen Figuren dieses überaus spannenden Romans im Film Gestalt gewinnen. Die einzelnen Rollen sind mit ersten Kräften besetzt. Namen wie Marianne Hoppe als Regine Kefler, Eugen Klöpfer als verkommenen Clown Clavel, Grete Weiser als Tanzlehrerin Mia Guntz, Hanna Waag als Maria Hergotin sind unsern Lesern aus anderen Filmen als ausgezeichnete Darsteller bekannt und keine Unbekannten mehr. Die Hauptrolle aber, den Staatsanwalt Schweda, wird Peter Voß spielen, während die Regie in Händen von Karl Heinz Martin liegt. Die Musik schrieb Winfried Zillig.

Rufen wir uns schnell noch einmal den Inhalt in die Erinnerung zurück, damit uns auch kein Bild von dem spannenden Stoff entgeht.

Die junge Pressephotographin Regine Kefler erfährt, daß ihr in Zürich studierender Bruder wegen Mordes an dem Bankier und Kunstsammler Hergotin angeklagt worden und zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, da er geständig war. Sie fährt sofort nach Zürich und erfährt dort von dem fluchtunfähigen, heruntergekommenen Clown Clavel Näheres über den Fall. In dem „Hotel am Rimmatquai“ wohnt Regine, die von der Unschuld ihres Bruders fest überzeugt ist. Als sie ihn im Gefängnis besuchen will, empfängt ihr Bruder sie nicht. Jetzt arbeitet sie die Prozeßgeschichte genau durch und beginnt den Staatsanwalt Schweda glühend zu hassen. Schweda trifft, da er seinen Ferienzug verläßt, mit Regine Kefler im „Hotel am Rimmatquai“ zusammen



Mit geschlossenen Augen fand Hans Kefler wie abweisend vor Schweda. Aufnahmen: Noto-Film.

men und macht unter dem Namen Droste ihre Bekanntschaft. Sie fühlt sehr bald, daß sie ihn liebt und erzählt ihm eines Tages ihr ganzes Vorhaben und ihre Pläne, deren Ziel die Ermordung Schwedas und ihr Selbstmord ist. Auch Schweda hat das hübsche Mädchen lieb gewonnen, und so vereinigen sich beide zu einem Bündnis gegen Schweda und suchen gemeinsam den geheimnisvollen Mord an Hergotin zu enthüllen. Bald stellt sich heraus, daß Clavel mit der Aufklärung des ganzen Falls in Verbindung steht, daß der ganze Mord wegen der schwindsüchtigen, unrettbar verlorenen Maria Hergotin begangen wurde, weil sie sich aus Liebe zu Kefler von ihrem Mann befreiten



... Die bekümmerte lag der Artst Clavel auf der Schutzmatratze



Starr blickte Maria Hergotin auf das Bild, das ihr Regina Kefler vor Augen hielt.



Peter Voß als Staatsanwalt.

wollte. Kefler aber wollte die geliebte, todgeweihte Frau durch seine Schweigsamkeit vor dem Zuchthaus retten. Als Maria Hergotin gesteht und die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hat, löst sich auch Droste von seinem Geheimnis und gibt sich Regine als Staatsanwalt Schweda zu erkennen. Regine aber hat er fürs Leben gewonnen.

Nur Romane, die einen reichen, lebendigen Inhalt haben, eignen sich für die Verfilmung, in der nur eine reichhaltige Handlung die Grundlage für eine starke Wirkung sein kann. Dieser Roman aber, der vom ersten bis zum letzten Wort mit einer ständig sich steigenden Spannung von Jan Mollen geschrieben worden ist, ist für die Verfilmung wie geschaffen. Von solchen Künstlern, wie den angeführten, gespielt, verspricht er eine starke Wirkung auszuüben und ein Erfolg zu werden. Unsere Leser aber werden ihn um so mehr begrüßen, als der Roman, den sie damals im „Führer“ mit Spannung verfolgten, hier noch einmal auf der Leinwand lebendig vor ihnen aufleben wird.

## Das Leihhaus der Leinwand

Fallschirmsprünge, Volkstänze und Streikunruhen nach Maß. — Eine Million Filmmeter im Archiv.

„Geben Sie zufällig ein Adlernest? Ja? Und dann brauche ich noch einen Autozusammenstoß, zwanzig Meter Kumuluswolken und ein abstürzendes Flugzeug, von links nach rechts ins Bild kommend, in Gebirgslandschaft... Hallo, einen Moment — vielleicht auch noch zehn Sekunden Pferdegenießer, nur Foul! Ach komme gleich zu Ihnen hinaus und suche mir alles aus.“ Solche wertwürdigen Telefongespräche, in denen Hundegebell und indische Volkstänze, Streikunruhen und Fallschirmsprünge bestellt werden, sind bei den großen Produktionsgesellschaften nicht selten. Die „Arbeiten“ setzen sich aus Hunderten von deutschen Filmregisseuren, Produktionsleitern, Filmdirektoren zusammen. Aber erst seit kurzer Zeit; denn dieses seltsame Verleihgeschäft hat sich erst in den letzten Jahren immer mehr und mehr eingeführt — mit den wachsenden Bemühungen der Filmschaffenden, dem Kino seinen ursprünglichen Nummelplatz-Beigeschmack zu nehmen. Wie war es denn früher? Indlanerfilme wurden ein paar Kilometer außerhalb Berlins gedreht, geschminkte Statisten schwingen Theater-Tomahawks; in den Film-Ateliers wurde aus Pappe und Sperrholz „Südzeeanber“ gemittelt; aus „Abababer“-Gummirollen und Plakpatronen mischte der Regisseur Tumulte und Straßenkämpfe. Das Bild der Welt, wie sie wirklich ist, erglänzte verzerrt auf der Kinoleinwand.

Das ist in jüngster Zeit anders geworden. Vor fast zehn Jahren begann man allgemein Wochenschaufilme zu sammeln und zu archivieren. Dazu kamen die in den Spielfilmen nicht verwendeten „Reilmaterialien“ — überzählige Filmmeter neutralen Inhalts: Originalszenen aus fremden Ländern, alltägliche Ereignisse, Straßenszenen — und in den letzten Jahren noch Tonfilmgeräusche der verschiedensten Art. Aus all diesen Bildern und Tönen setzt sich ein dauernd neu aufgefülltes Archiv zusammen. Das größte enthält heute schon eine Million Filmmeter, und etwa 30 000 Karteikarten zeigen so ziemlich alle Vorgänge, Szenen, Landschaften, Dinge und Menschen an, die jemals von einem Objektiv oder Mikrophon erfaßt wurden. In endlosen Regalen ruht das optische und akustische Bild unserer Welt — ein historisches und kulturelles Dokument von gewaltigem Ausmaß, ein einzigartiges Museum für Auge und Ohr.

Es war ein geradezu genialer Gedanke, diese Filmarchive der einzelnen großen Firmen jedem Filmschaffenden zugänglich zu machen und sie meterweise zur Eingliederung in neue Werke zu verleihen — ein Gedanke, der Wunder im Kampf gegen den Kinosittich gewirkt hat. Wo einst an Stelle historischer Persönlichkeiten Charakterspieler in möglichst ähnlicher Maske eingesetzt wurden, da

sehen wir heute den lebendigen Menschen selbst, irgend einer Wochenschau entnommen. Wo früher Papiermodelle Schiffs- und Eisenbahnkatastrophen vorkäufsten, packt uns nun das Bild der Wirklichkeit, wie sie sich einmal irgendwo zugetragen hat. Wo noch vor wenigen Jahren Ritzschafulis aus Berlin W. durch Neubabelsberger Kulissen trabten, da sehen wir das echte Leben und Treiben in Schanghai oder Peking — einem Kulturfilm entnommen.

Zwei charakteristische Beispiele: Innerhalb weniger Stunden nach Hindenburgs Tod waren aus dem Filmarchiv die schönsten Aufnahmen des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten herausgesucht worden, um zu einem lebendigen, mitreißenden Gedenkfilm zusammengestellt zu werden. Und was wir in einem Hans-Albers-Großfilm an erregenden Streifenszenen auf der Straße sahen, das war nicht „gestellt“, das waren echte Bilder aus Spanien, Frankreich und Amerika!

Eine ungeheure Arbeit heftet in so einem Archiv. Jede der unzähligen Szenen wird in einzelne Momente aufgelöst und archiviert; für ein paar Filmmeter sind bis zu zwanzig und mehr Karteikarten nötig, die unter den verschiedensten Stichworten eingereiht werden. Eine behandschulte Frauenhand am Autoheuer: das klingt ganz einfach und ist doch so kompliziert, wenn man es ins Archiv eingliedern soll! Auto, Lenker, Hand, Handschuh, Verkehr... das sind nur ein paar der Stichworte, unter denen die betreffende Szene zu finden sein muß. Von jedem „Stich“ wird ein Filmbildchen ausgehoben und auf die Karteikarte geklebt, damit der „Kunde“ sofort seine Wahl treffen kann.

Die schwierigsten und unmöglichsten Dinge werden verlangt. Eine Motorradverfolgung in Alpenlandschaft, auf dem vorderen Rad eine hellgekleidete Dame auf dem Sozius, die Räder müssen von rechts nach links durch das Bild fahren, die Straße muß leicht ansteigen... Seitenlange Wünsche wollen erfüllt werden — und werden erfüllt! Nur gelegentlich sind die Kunden allzu naiv: sie wollen eine Originalaufnahme von Bismarck — ein Ding der Unmöglichkeit. Oder — scheinbar eine ganz einfache Sache — ein Zug soll die Bahnhofshalle verlassen und das Schild „Berlin-Hamburg“ soll zu lesen sein. Sicher ist diese Szene vorhanden — aber kann man verlangen, daß sämtliche Schilder sämtlicher Szenen auf den Karteikarten zu finden sind? Es ist ohnehin nicht leicht, diese Karten auszufüllen: eine Archivbeamtin sitzt im Vorführungsraum und stenographiert die Dinge, die sie sieht, so schnell und ausführlich wie möglich mit. Am häufigsten werden Bilder verlangt, die in unerwarteter Auswahl zur Verfügung stehen — Bilder von Schiffen, Flugzeugen, D-Zügen und Autos. Selbstverständlich stehen auch viele Originalaufnahmen aus dem Weltkrieg zur Verfügung, die immer öfter an Stelle schwächerer Atelier-Nachbildungen in Spielfilme eingefügt werden. Und an verleiherbaren Geräuschen — ohne Bild — gibt es vom Vogelzwitschern bis zum Maschinengetöse allem, was Menschenohren hören.

„Und welches war Ihre ausgefallenste Bestellung? fragen wir die junge Dame, die uns durch das Archiv führt. Sie denkt einen Moment nach und meint dann: „Ein Meister-Regelstich — alle Reuel! Tatsächlich hatten wir auch diese Aufnahme im Archiv.“

# Kapitän Loder

Von Carl Conrad

Manitoba gab mir das Thermometer, ging hinaus und kam mit einer kleinen Kiste wieder, die er neben mein Bett stellte. In der kleinen Kiste lagen zwei Flaschen Sodawasser, mit feuchten Tüchern umwickelt. Ich nahm das Thermometer in den Mund, ich fühlte mich heute etwas besser, nur die Beine waren noch geschwollen, sonst war ich einfach aufgehoben. Ich dachte, daß Ann erschröckend würde, wenn sie kam und mich im Bett liegen sah. Ich hatte schon gestern abend versucht, aufzustehen, aber es tat noch zu schmerzhaft weh, mir wurde übel dabei, und Manitoba hatte mich wieder ins Bett legen müssen. Ich sah wegen des Thermometers nach der Uhr auf dem Nachttisch, es war etwas vor vier, Manitoba hatte sich wieder mit dem Fernrohr auf die Fensterbank gesetzt, und gerade, wie ich nach der Uhr gesehen hatte, rief er: „Großes Dampfer! Sehr großes Dampfer!“ Er sprang herunter, gab mir das Fernrohr und schob mein Bett ans Fenster. Ich sah zwischen den Palmen den „Gandor“, groß und weiß, wie er sehr schnell an unserer Insel vorbeifuhr, und aus allen Schornsteinen dicken Qualm, der das ganze Achterschiff verüllte. Ich wachte, daß meine Frau jetzt an der Reling stehen würde, ich suchte die Reling ab, aber es ging zu rasch, ehe ich etwas erkennen konnte, war er schon um die Landzunge herum, und da standen unsere alten Palmen sehr dicht und man konnte das Meer nicht sehen. Ich legte das Fernrohr weg.

„Großes Dampfer haben gefehlt weiße Fahnen mit rote Ball“, sagte Manitoba. Ich hatte das Thermometer noch im Mund, und ich nahm es heraus.

„Du sein ein Kamel!“ sagte ich.

„Ich haben gesehen ganz viel deutlich“, sagte Manitoba sanft und lächelte. Er stand ganz ruhig zwei Meter von meinem Bett entfernt, mit einem dicken bunten Holz in der Reife, und lächelte und sah mich an.

„Du sein ein ganz viel großes Kamel“, sagte ich. Ich hätte es bemerken müssen, wenn der „Gandor“ das Notsignal gebläht hätte. Er war sehr flott vorbeigefahren, die See lag vollkommen ruhig, es sah alles nach besser Ordnung aus. Der Schwarze war lautlos bis an die Tür gegangen.

„Missionar sagen, Freitag großes Unglückstag. Heute Freitag.“

„Mach, daß du rauskommst! Und drück dich nicht im Haus herum, dich nicht will sehen hier, du gehst in Plantage arbeiten wie alle anderen. Du nicht eher kommen, bis Glocke machen bin him.“

Er trug den Kasten mit den Sodawasserflaschen an mein Bett heran, verbogte sich und ging, und ich richtete mich etwas auf und wartete, bis ich sah, daß er wirklich am Haus vorbei zur Plantage ging. Die Notisernte war in diesem Jahr sehr spät, und deshalb eilte es damit, und alle mußten helfen. Ich besah mir das Thermometer. Ich hatte nicht mehr viel Fieber, ich konnte gut allein sein; ich lag da in meinem Bett am offenen Fenster, ich konnte über unseren Garten hinweg, den Ann angelegt hatte und pflegte, bis an die Bucht sehen, und ich dachte daran, daß der „Gandor“ in einer guten Stunde im Hafen von Rangho sein würde, und in weiteren zwei Stunden würde Ann mit dem Motorboot hier sein, und ich würde sehen, wie es da unten an unserer Reife anlegt, und Ann steigt aus und kommt den Weg herauf durch den Garten und die Leute hinter ihr her mit Koffern — es war sehr schön, so an eine Frau zu denken, die sieben Wochen lang vertriebt war. Ich stellte mir vor, wie es aussehen würde, wenn sie in ihrem weißen Feinanzug mit den Brecheschößen den Weg heraufkommen würde, und dann sah ich wirklich etwas.

Ich richtete mich im Bett auf, so hoch ich konnte. Ich fing sofort an zu schweigen und zu zittern. Ein großer weißer Dampfer bog mit Volldampf um die Landzunge und feuerte in unsere Bucht hinein. Noch wie war so ein großer Dampfer in unsere Bucht gekommen. Er mußte keine Augenblicke auf Grund laufen. Ich nahm das Fernrohr; es war der „Gandor“, jetzt sah ich auch das Notsignal, er mußte alle Maschinen laufen haben, alle Kessel unter Druck und verdrückt, aber die Rauchfahne hinter ihm kam nicht nur aus den Schornsteinen, sie kam auch vom Achterdeck, und dann sah ich da kleine Flammen, die sich sehr rasch in dem schwarzen Qualm bewegten. Als er aufstieg, gab es einen furchtbaren Knall wie von einer Explosion, und ich fühlte, daß der Boden zitterte, und alles stürzte ineinander. Eine hohe Feuergerade stand noch eine Zeit lang senkrecht auf dem Schiff. Dann quoll eine dicke schwarze Rauchwolke auf, schwebte langsam nach oben und blieb über der Unglücksstelle stehen. Unter ihr wuchsen die Flammen und das schwarze Knattern und Prasseln drang bis zu mir herauf.

Ich versuchte aufzustehen, aber kaum hatte ich die Beine auf dem Boden, da wurde mir schwindlig, und ich schlug quer über das Bett. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich noch immer das Prasseln des Brandes, und ich streckte meine Hand nach der Schnur aus und ließ die Jalouise herab. Jetzt war es dunkel im Zimmer, und ich hörte und sah nichts mehr. Zwanzig Mann Besatzung an Bord, dachte ich, und achtzig Passagiere, mindestens, und unter den Passagieren ist Ann. Und dann hörte ich es wieder, ganz deutlich durch die Jalouise hindurch, ich fürchtete, im nächsten Augenblick auch das Schreien der Verunglückten zu hören, ich hatte niemand an Deck gesehen, sie mußten alle in ihm sitzen wie in einem riesigen Ofen. Ich sog mir die Wolldecke über den Kopf, ich lag ganz ruhig. In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

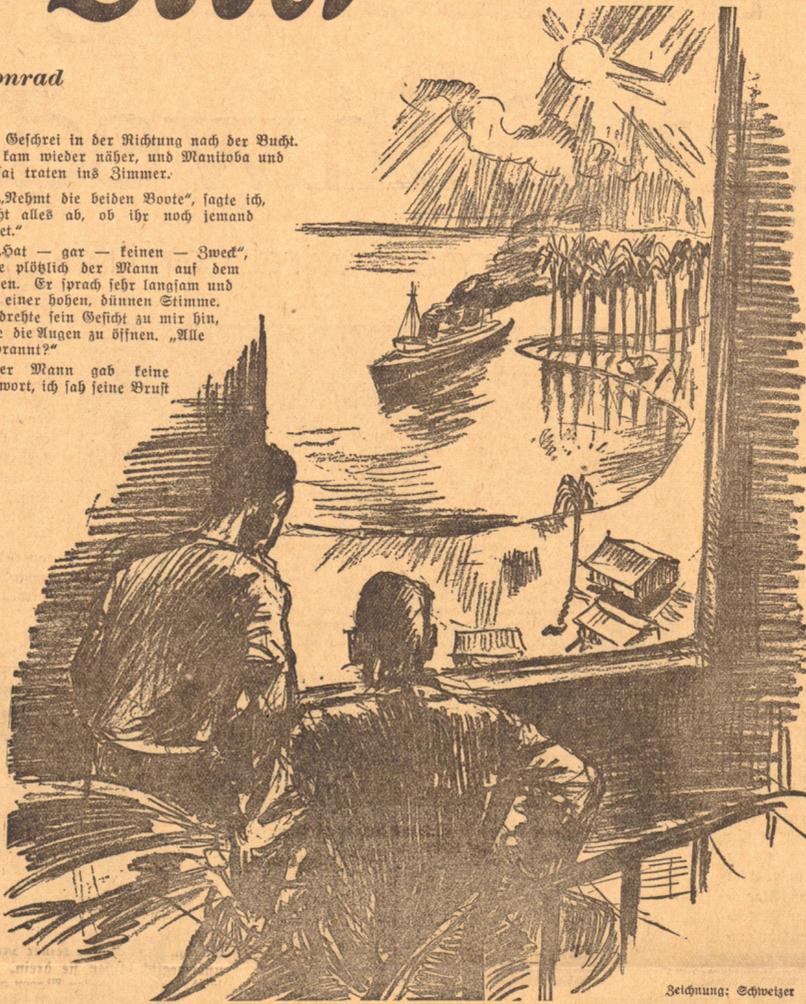
Ich hatte niemand kommen hören. Ich rief herein, aber ich bewegte nur die Lippen, ich brachte keinen Laut hervor. Es klopfte nochmals. Ich lag ganz feil im Bett, die Wolldecke über dem Gesicht und froh. Ich nahm mich zusammen. Ich rief: „Herein!“ Die Tür ging auf, und es kam ein Mann herein, und er blieb am Türpfosten stehen, alle Haare auf dem Kopf verengt, rötlich und mit weißer Asche, die wie Pulver darauflag, und das Gesicht rot, die Augenbrauen ganz weg, nur die Augen darunter so faßl, weit aufgerissen, blutunterlaufen. Er freckte sich gleich auf dem Boden aus, atmete keuchend. Und dann hörte ich das Knarren der nackten Füße und

das Geschrei in der Richtung nach der Bucht. Es kam wieder näher, und Manitoba und Jossai traten ins Zimmer.

„Nehmt die beiden Boote“, sagte ich, „sucht alles ab, ob ihr noch jemand findet.“

„Dat — gar — keinen — Zved“, sagte plötzlich der Mann auf dem Boden. Er sprach sehr langsam und mit einer hohen, dünnen Stimme. Er drehte sein Gesicht zu mir hin, ohne die Augen zu öffnen. „Alle verbrannt!“

Der Mann gab keine Antwort, ich sah seine Brust



Ein großer weißer Dampfer bog mit Volldampf um die Landzunge und steuerte in unsere Bucht hinein.

auf und ab gehen, die Beine lagen ausgestreckt, als gehörten sie ihm nicht. „Los!“ sagte ich zu den Schwarzen, und sie gingen hinaus. „Hier ist Sodawasser und Whisky“, sagte ich. Er konnte das Glas kaum halten.

„Ich danke für den Whisky“, sagte er, nachdem er sich auf das Bett gelegt hatte, „es sah verdammt schlecht aus. Ich dachte nicht, daß ich noch einmal Whisky trinken würde. Als wir an den Meereshafen vorüber kamen, fing der Automat auf der Brücke an zu schnurren. Da war doch wahrhaftig die Fallklappe für den Kaderaum gefallen, die Kontrolluhr zeigte 75 Grad Temperatur. Das war verflucht. Wir konnten nicht ran, sonst hätte das Feuer erst recht Luft getrieget. Wir ließen vom Schraubentunnel aus unten kleine Löcher zum Kaderaum bohren und bliesen Stroh ein. Wir hatten immer noch die Hoffnung, als der Qualm durch den Boden in den Speiseaal kam.“

„Derr Gott“, sagte ich, „meine Frau war an Bord.“ „So?“ sagte er. Der Kapitän ließ drei Vögelboote von Rangho anfordern, aber sie lagen natürlich nicht unter Dampf. Und wir booteten die Passagiere an der Tengel aus. Von da konnten sie mit dem Dampfer nach Rangho weiterfahren. Achtern fing das Deck an zu rauchen. Der Kapitän gab Befehl, Volldampf, und dann ließ er alle Mann ausbooten. Das war eine Ausboote! Der Kapitän wollte allein an Bord bleiben und das Schiff auf Grund setzen, um den Dampf zu retten. Ueberall waren Korallenriffe, und er brauchte noch jemand für den Auszug. Ich bin nicht verheiratet, ich dachte, wenn die Sache auf geht, hab ich solchen Stein beim Kapitän im Brett. — Der Kapitän dachte, wir könnten bis Rangho kommen, aber als wir eben hier um die Insel vorbeigewandert waren, sah ich, daß es nicht ging. Ich hatte die Bucht gesehen, wir fährten um, und der Kapitän feuerte hinein. Als wir ankamen, brach der Mast ab, und ich wurde ins Wasser geschleudert. Ich hab vom Kapitän nichts mehr gesehen. Er war auf der Brücke, und da ist kein Stück Holz ganz geblieben. — Weit Loder hieß er. Landmann von mir. Aus Barnemünde.“

Dann kam Manitoba und Jossai und sagten, daß sie nichts hätten finden können. Der Mann auf dem Bett war eingeschlafen. Ich ließ mich mit meinem Bett zur Bucht hinuntertragen. Als ich an den Strand kam, hielten sie die Fackeln hoch und zogen irgend etwas aus dem Boot. Es war Kapitän Loder, er sah aus wie ein verrostetes Stück Baumstamm und ich ließ ihn auf dem Rasenplatz am Ende von Anns Garten begraben. Jossai hatte einen Vorken aus dem Magazin und machte ein hohes Kreuz. Es mußte immer vor der Bucht stehen, wenn man aus dem Fenster sah. Als sie das Kreuz aufrichteten, hörten wir einen Motor laufen. Ich ließ mich mit meinem Bett wieder an den Strand tragen, das Boot kam in den Sichtfeldern der Fackeln. Ann sah weit zurückgelehnt im Deck, einer großen Gefahr entgangen, erschöpft. Und doch mit einer leichteren Freude des Wiedersehens. Ich hatte ihr immer alles ansehen können. So hing sie aus dem Boot, ich hielt ihre Hand und lächelte, daß sie zitterte.

„Es ist nicht schlimm mit mir“, sagte ich, „in drei oder vier Tagen bin ich wieder ganz in Ordnung.“

Sie sah nach dem glühenden Schiffstrumpf.

„Es waren nur noch der Kapitän und ein Offizier an Bord“, sagte ich. „Der Kapitän ist tot. — Sieh nicht hin, Ann! Sieh mich an!“ Sie sah mich an, sie war sehr blaß, und ihr Gesicht hatte immer noch einen fremden, etwas betäubten Ausdruck.

„Armer Junge“, sagte sie, „du hast geglaubt, wir wären noch alle an Bord, nicht wahr?“ Sie drückte meine Hand sehr fest.

„In einer halben Stunde darfst du meine Hand nicht mehr loslassen, Ann“, sagte ich und wunderte mich über meine Stimme, sie klang dumpf wie durch eine Wand hindurch.

# Auszug aus der Heimat

Von Heinrich Capellmann

Es war ein klarer Oktobertag, als der Stellmacher Niklas der Vennheimat für immer Lebewohl sagte.

Seit dem frühen Morgen war es auf dem Venn lebendig; in Scharen waren sie aus dem Dorf und der weiteren Umgebung mit Karren und Wagen herübergekommen: Bauern, Bäuerinnen, Händler und Neugierige; denn ein Ausverkauf ist auf dem Venn immer ein Ereignis. All das, was der Niklas in seiner neuen Heimat nicht gebrauchen konnte, wurde jetzt in den Hof hinausgetragen und zur Schau gestellt: die Ackergeräte, zwei Pflüge und Egge und Walze und Karre und Wagen und Senen und Spaten und Haden und Rechen, all das Werkzeug, das ein Bauer in Feld und Scheune und Stall braucht. Aber auch das Heu im Schober, die Hüner im Stall, das Futter in den Kisten und die Kleurerte am Gartenzaun fanden zum Verkauf. Den Hosen und die beiden anderen Kühe wollte der Niklas verkaufen, wenn sie mit den geliebten Wagen im Städtchen angelangt waren.

Schwachend und lachend gingen die Leute umher, begrüßten mit lauter Umständlichkeit alte Freunde und Bekannte und besahen misstrauisch die zur Schau gestellten Sachen. Prüften dazwischen die blauen, abgenutzten Geräte, besahen sachverständig den Hüner die Brust und den Hinterleib von wegen der Eier und behorchten und bestaunten sorgfältig Kleurerte, die Kuh, und schätzten ihren Wert und kriteten darüber, ob sie noch gut in der Milch sei. Dann gingen sie wieder zurück in den Hof, dahin, wo die Klumentypen standen mit den rotblühenden Geranien und große bunte, kupferne Mischkannen und schauten auch dem alten Tonnenofen in den weitläufigen Rauch und buchhabierten an den wunderlichen Sprüngen, die um ihn herumstießen — hoben auch wohl an dem Tisch und drehten und wendeten Kannen und Eimer und Kisten und Kasten. Ja, ja, sie waren zufrieden; es war ein regelrechter Verkauf, und für jeden war etwas da!

Kathrine hand in der Kammer und sah, während sie die kleinen Gardinen abnahm, in den Hof. Der Niklas stand draußen auf einer Futterstiege und hing eben an, die Sachen auszubieten. Da traten ihr die Tränen in die Augen: nun war er da, der Tag, den sie schon hundertmal im Traum erlebt und gesehen und geführt. Und doch, da es nun Wirklichkeit wurde, konnte sie es nicht begreifen. — Wie war es doch gekommen! Der Krieg! Der Krieg! Und dieses Stück der deutschen Heimat war verloren! — Und nun mußten sie fort, durften nicht mehr hierbleiben, trotzdem sie es so liebte, das braunrote Venn, mit seinem fargen Boden. Und heute war der letzte Tag; draußen bot der Niklas die Sachen aus. Jedemal, wenn von neuem ein Stück auf den bereitstehenden Wagen ver-

schwand, blühte irgendeine liebe Erinnerung in ihr auf, wie ein fallendes Sternlein, das noch einmal aufglänzt, ehe es für immer im Dunkel der Nacht verschwindet. Stück nach Stück trugen die Leute fort, warfen es oft mürrisch in ihre Karren, weil sie gehofft hatten, es billiger zu bekommen. Und mit jedem Stück rissen sie ihr eine Erinnerung aus dem Herzen, aber mit einer schmerzhaften Gewalt, als müsse sie nun für immer vergehen. Und nun noch die Hüner und nun noch die Kleurerte am Gartenzaun! — So, jetzt waren sie fertig!

Allmählich verloren sich die Käufer, spannten an und fuhren wieder davon, und alles, was Kathrine bisher im Vennhaus geholt und gepflegt, wurde nun in alle vier Winde zerstreut, und keiner kümmerte sich mehr um sie. Nur die Kleurerte wandte noch einmal den Kopf, als der Händler sie am Strick fortführte, und als sie dann mit einem wehen Brüllen stehenblieb, schlug er sie mit dem Steden.

Wir haben keine Zeit zu verlieren, sagte der Niklas, als er mit einem Päckchen Geld in die Kammer trat; denn gestern hatten sie es ja schon geplant, heute, für den ersten Tag, noch bis zum Städtchen zu fahren.

Hochgepackt standen jetzt nur noch die zwei Leiterwagen vor dem niedrigen Häuschen. Für die Mutter hatte Kathrine aus Bettspülchen eine weiche Bank gemacht und aus einem prall gefüllten Laubbeutel eine Rückenlehne; die alte, gebrechliche Frau würde hier weich und sicher sitzen. Neben ihr, auf dem Boden, hielte Kathrine die Wiege mit dem kleinen Jean; das würde sie ablenken und erfreuen.

Es war schon hoch im Nachmittag, als der Niklas das letzte Stück auf den Wagen verpackte. Und dann, als nichts mehr zu tun war, ging er noch einmal, ein letztesmal, in das leere Haus, als müsse er noch etwas suchen. Aber die Kammern waren jetzt schon fremd und öd, und seine schweren Tritte hallten, hohlklingend, von den kalten Wänden zurück. Da trat er wieder in das warme Sonnenlicht des Hofes hinaus und wuschte, daß nun hier alles, alles vorbei war.

Wir sind hier fertig, sagte er laut und ging zu den Spannen. Seine Augen suchten Kathrine. Da kam sie schon vom Venn her auf Niklas zu, und in der Hand hielt sie zwei magere Kränzlein, die waren aus Erbsen und Weizen. Und jedem der Tiere wand sie eins um die Hörner, wie es Brauch ist zu schmücken bei denen, die ausziehen, sich eine neue Heimat zu suchen.

Und dann zogen die Tiere langsam und schwerfällig an. Als die Wagen durch das große Tor der Buchenhecke schwankten, fing der kleine Jean, der bis dahin friedlich in der Wiege geschlummert hatte, kläglich zu weinen an.

Die alte Vennbäuerin sah zusammengelassen zwischen den Möbeln, Kisten und Kisten. Wäre gingen ihre Gedanken; sie mußte nicht, was mit ihr geschah; sie hörte wohl alles, sah wohl alles, aber sie erkannte es nicht. Wie man sich im Schlaf von einem qualenden Traum loslösen will, so rang sie mit der lärmenden Wirrnis ihres Geistes. Bis es mäßig an dämmern begann, bis ihre müden Augen den roten, harren Bild verloren — da war ihre Seele noch einmal in ihr aufgestanden, und sie sah und erkannte:

In ihren Fäden, in der Wiege, lag ihr Enkelkind, der kleine Jean, und daneben, an einen Kasten gelehnt, stand das Bild der Wabonna mit den roten Schwertern: Ja, ja, das Bild hatte ihr Sohn, ihr Jean ihr damals geschenkt, damals, als sie noch glücklich waren. Es zog es behutsam näher und streichelte den billigen Rahmen.

Käselnd bog die Wagen jetzt vom Vennpfad ab in den breiteren Fahrweg. Gott, wie doch die Stöße ihr Herz trafen, trotzdem sie auf der weichen Bank saß; denn mit einem Male kam ihr die jache Erkenntnis, daß man sie fortführe, immer weiter wie das Vennhaus vor ihren Augen zurück. — Warum führte man sie fort? Warum durfte sie nicht mehr in ihrem lieben, alten Vennhaus bleiben? — Sie war doch so alt und, ach, so todesmüde. Sie versuchte nachzudenken: Ach Gott, ja, der Schrei der Not — und dann der Krieg — und dann ihr armer Jean! — Und nun — das war sicher das Ende!

Ich will Kathrine fragen, dachte sie voll innerer Unruhe. Aber als sie aufstehen wollte, wurde es dunkel vor ihren Augen, obwohl die Sonne mit langen, goldenen Strahlen vom Venn her über den Weg blühte.

Hart stießen und schaukelten die Wagen auf dem steinigen Weg. Die alte Frau bog die dünnen Finger zusammen und presste sie wider das Herz; immer weiter, immer ferner wich die Weide zurück; jetzt hob sich das braune Strohdach des Vennhauses nur noch wie ein dunkler Strich von dem rotanfallenden Venn ab, und jetzt, jetzt verschwand es hinter den ragenden Tannen — für immer!

Mit wehen Augen schaute die Vennbäuerin zum letzten Male die leuchtende Pracht der verlorenen Heimat und mußte: das war das letzte Schwerk gemeinen; gleichend und golden hatte es vom Venn herübergeblüht und ihr Herz durchbohrt; langsam sank der Kopf der müden Frau gegen die grobe Feinwand des Heufacks.

Die Wabonna aber schaute sie mit gütigen, erlösenden Augen an.

Kreisend zogen die Bremsen an; die Fahrt ging talab; noch ein letzter Strahl der sinkenden Sonne und die Gelpanne versanken in den wallenden Nebeln der Tiefe. — — —

# Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wolfbrandt, Berlin

## Ein Ueberfall — aber nicht auf Bestellung

Am Morgen verließen die Reisenden das Orient-Palace-Hotel, besaßen die eleganten Lincoln-Wagen und überließen sich dem Schutz der vier eingeborenen Soldaten, die nach der Anordnung von Mister Smith in einem Abstand von 500 Meter hinterdrein fahren mußten, um dem Führer Albuladh den nachträglichen Sicherheitsakt zu verheimlichen.

Die Sonne brannte unbarmherzig auf die Dächer der Limousinen, und die Reisegesellschaft hörte schon gar nicht mehr darauf, was der Führer Albuladh von den großen Gefahren erzählte, die in der Wüste auf sie lauern. Er erzählte es mit besonderem Nachdruck, weil sie sich vorher geweigert hatten, einen Fußsack zu den Unkosten zu leisten, die eine Schutztruppe verursacht hätte. Er wollte es diesen Knausereien schon heimgaßen. Sätte Mister Smith nicht dazwischen auf eigene Kosten eine Begleitmannschaft engagiert, sicherlich wäre die Gesellschaft jetzt noch umgekehrt, als Albuladh in immer glühenderen Farben die Gefahren zu schildern wußte.

Er sprach von verschwundenen Autos, von ausgeraubten Reisenden, die in der Wüstenhitze verkommen sind, aber niemand antwortete ihm. Niemand ließ einen Schreckensruf aus, und Albuladh mußte sich wundern über diese Selbstsicherheit und den Mut dieser Gesellschaft. Das war ihm in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen.

Endlich schweig auch er, als er die Erfolgslosigkeit seiner phantastischen Berichte einsah. Im stillen aber dachte er mit Genugtuung an den bevorstehenden Kampf, der um Mitternacht beginnen sollte, kurz vor der Grenze zwischen Syrien und Irak. Eintönig summte der Motor. Die Hitze in den Limousinen wurde fast unerträglich, und der größte Teil der Reisenden verfiel in Schlaf, zumal die Debe der syrischen Wüste keinen Reiz mehr auf sie ausübte.

Als gegen Abend eine empfindliche Kühle herabkam, nahmen sie noch einen Zimbis an einem „romantischen“ Lagerfeuer im Wüstenland, tranken an einer Dose frisches Quellwasser, entzündeten zum Scherz ihre Revolver, um Albuladh zu zeigen, daß sie keinen Verzicht auf den nötigen Ernst gefolgt seien und machten es sich dann so bequem, wie das eben in einem Reisewagen möglich ist, in dem außer dem Chauffeur fünf oder sechs Personen Platz genommen haben.

Die Scheinwerfer flammten auf, und die Fahrer richteten sich für die Nachtfahrt ein. Unermüdliche Wagenlenker, die einen ganzen Tag und eine Nacht mit einem Schluß Tee oder Wasser und einigen Oliven und Datteln auskommen.

Im Mitternacht knippte der vorderste Fahrer neben dem Albuladh las. Im Scheinwerferlicht tauchten Pferde auf, weißgekleidete Gefährten, dunkle Gestirte, ferne Augen. Gewehrklänge blühten, der Fahrer bog links aus, als wollte er einer Gefahr entgehen, dann knippte er wieder. Die Straße war gesperrt. Durch den Knall des Bagens waren die Reisenden erwacht, starrten blasse in den Regel der Scheinwerfer und mußten nicht, wo sie waren.

Albuladh rief mit merkwürdig heller Stimme: „Ueberfall!“ rief den Wagenlenker auf, griff nach dem Revolver, brüllte ein paar Worte in die nächtliche Wüste und dann begann eine beispiellose Knalleret. Man sah, wie ein Kampf Mann gegen Mann entbrannte. Rings um die beiden Wagen. Ein Durchbrechen war unmöglich. Die Augen pfliffen um die Scheiben, dann blieb eine im Rotzirkel stecken, daß es klang wie Peitschenhieb.

Die Reisenden waren aufgesprungen. Albuladh hielt sie zurück. „Nicht aussteigen!“ flüchelte er, „meine Leute sind zur Stelle, die ich vorfichtshalber in die Nähe unserer Fahrstraße beordert hatte.“

„Sie auch?“ wollte Mister Smith fragen. Da begann hinter ihnen ein mörderisches Feuer. Tack-tack-tack... „Maschinengewehre?“ Albuladh sagte es atemlos. Er sprach den Satz nicht aus. Aber er dachte: „Sollte am Ende eine Polizeipatrouille hier in der Nähe gewesen sein, in der Meinung, es gehe hier einer Reisegesellschaft an den Kragen.“

Aber das Maschinengewehrfeuer schwieg bereits. In der Dunkelheit war selbst mit einem Maschinengewehr nichts anzufangen. Die beiden Wagen standen im Wege, und dieses Hindernis hatten die beiden „feindlichen“ Parteien der Beduinen benutzt, um gemeinsam über den gemeinsamen Gegner herzufallen. Sie küßten zwar vier Mann ein, aber auch die Befehle des Militärmagens kam um.

Albuladh spornete die Fahrer an, „Abfahren, nur fort von hier!“ Er ahnte immer noch nicht den Zusammenhang. Aber die Weiterfahrt war auch jetzt nicht möglich. Wie eine Wand standen die Beduinen mit ihren Pferden auf der Straße, das Gewehr im Anschlag. Einer sprang ab und ging auf Albuladh zu, der inzwischen den Wagen verlassen hatte. Die beiden saßen sich an. Wechselten ein paar Worte. Albuladh geriet in Wut, er sprach wie im Fieber, seine Worte überprüfeten

Personen, die fast alle zwischen zwei und fünf Jahren Gefängnis erhielten. Bemerkenswert ist auch die Vernichtung der Bande des El Sami, die aus 30 Personen bestand und hauptsächlich in riesigen Mengen in Damenpantoffeln geschmuggelt hatte. Die sogenannte Gabbara-Bande aus Syrien bestand sogar aus 59 Personen.

Ein besonderes Kuriosum war der Fall des Abdu Hassan Salom, einem abgefeimten Epikhuben, der ein doppeltes „Geschäft“ betrieb. Er unterhielt einmal eine Einbrecherbande und „handelte“ nebenbei mit Rauschgiften. Die Bandenmitglieder, seine „Angestellten“ wurden mit Rauschgift entlohnt.

Als die Polizei eines Tages hinter die Schliche dieses sauberen Händlers kam, da hatte er gerade eine Sendung Heroin erhalten, die im Hals einer Wasserflasche verborgen war. Als die Polizei seine Wohnung betrat, ließ Abdu Hassan Salom mit dem Fuß gegen die Flasche, daß sie zu Boden fiel und zerbrach. Da sie mit Wasser gefüllt war, ergoß sich die Flüssigkeit im selben Augenblick über das Rauschgift. Aber die Polizei hatte den Trick früher entdeckt als das Rauschgift sich in dem Wasser auflösen konnte.

Ein besonders geriffener Bursche war auch jener Hamza Hamzalla, der in Bahara als Händler einen Namen hatte. Er stand schon lange im Verdacht, Falsch und Opium zu schmuggeln, aber man war ihm bisher noch nicht auf die Schliche gekommen. Wohl wußte man, daß er häufig auswärts weilte und von einer Stadt in die andre reiste. Aber da er nicht weniger als sechs Frauen hatte, von

„Verflucht“, sagt er, „das war eine tolle Jagd.“ Dabei wüßte er sich den Schweiß ab. Der Wosten hat längst wieder Haltung angenommen und brummt geringeltig: „Habt ihr wenigstens eine Spur?“

Der andere, ein Ägypter, vergißt seine Müdigkeit. Als ob er sie abgeschüttelt hätte, erwidert er: „Ich muß sofort den Leutnant sprechen, es ist dringend.“

Und als er sich eben anschickte, in das Innere der Station vorzudringen, öffnet sich schon die Tür, und ein ägyptischer Polizeioffizier steht im Eingang. Er hat die Arme verschränkt und wartet auf Bericht. Er ist fix und fertig zur Abfahrt. Das sind Offiziere und Mannschaften auf dieser vorgehobenen Station immer.

Fünf Minuten später brummen die Motoren der beiden Verfolgungswagen. Die Mannschaften sind bis an die Zähne bewaffnet. In den Gesichtern d. braunen Burschen, die jetzt Jagd auf Rauschgiftschmuggler machen, auch es mit feiner Miene. Kalt und unbeweglich blicken sie drein. Der Offizier im dritten und letzten Wagen gibt einen kurzen Befehl, dann prüht der Wüstenstau, und in einer Wolke verschwinden die Wagen.

Es ist lange her, daß sich ein Wagen einmal im Wüstenland festsetzen ließ und die Besatzung den Wagen verlor. Heute haben sie eine Vereifung, die auch eine Wüstenstraße befahrbar macht. Das Tachometer flackert. 50, 60, 70, 80, 90, 100. Dann schwankt es zwischen 110 und 120. Ueber der Autopatrouille ist der glühende Himmel, ringsum Sand und Staub und wieder Staub, oder ab und zu einmal ein paar Felsen.

Die Burschen haben einen großen Vorsprung“, sagt der Offizier, „und wenn wir sie nicht bis zur Dunkelheit packen, dann ist der heutige Tag so gut wie verloren.“ Die Uhr zeigt auf eins. Die Luft flimmert. Man spürt ein Singen in den Ohren, als foch das Wasser in tausend Kesseln. Die Motoren brummen eintönig und einflussend. Der Kopf flukt auf die Brust, eine müde Schlaftrigkeit macht sich breit. Immer dieser stahlblaue Himmel mit dem glühenden Sonnenball, immer die gefochte Luft, immer der weiße, flimmernde Sand und der Motor heist auch noch.

„Sie haben einen Vorsprung von 300 Kilometern“, unterbricht der Offizier die Stille. Sein Gesicht ist klar und hart, er spürt keine Müdigkeit, und auch die Fahrer verraten keine Erschlaffung. Sie sind an diese Temperaturen gewöhnt. Ob sie morgens, mittags oder nachts fahren, es macht ihnen nichts. Sie tragen dieselbe stumme, gleichgültige, fast stupide Ruhe zur Schau. Ihre Delphinen hocken sie auf ihren Sigen. Nur wenn sie sich eine Zigarette ankehen, dann kommt Bewegung in die braunen Figuren.

Der Motor frist die Kilometer. Die drei Wagen fahren in Abständen, um die Staubplage zu vermindern. Es ist ja kein Straßenstaub wie in Europa, sondern Sand und immer wieder Sand.



Kamele auf der Wüste in Palästina

sich. Er sprach wirklich im Brustton der Überzeugung, denn die Reisenden hüteten sich, den wahren Sachverhalt aufzuklären.

Auch die Beduinen waren der Meinung, daß der unglückliche Zusammenstoß durch eine Polizeipatrouille entstanden sei, die zufällig auf dieser Straße Streifenbesitz gemacht hatte. Und weil zunächst niemand das Gegenteil beweisen konnte, so gaben die Beduinen die Straße frei. Albuladh atmete auf.

Die Reisenden kamen glücklich in Bagdad an. Sie begingen den großen Fehler, auch hier den Sachverhalt nicht aufzuklären. Ihre Reise war hier beendet. Sie schieden voneinander, jeder ging seine eigne Straße. Albuladh fuhr nach einigen Tagen wieder nach Damaskus zurück — ohnungslos. Er ist nie in Damaskus angekommen. Sein Wagen wurde nach Wochen irgendwo in der syrischen Wüste gefunden — zertrümmert, vom Wüstenland verweht...

## Kampf gegen Kokain

Der Polizeikommandant von Kairo steht in der Ueberzeugung der Welt mit fernöstlichem Rauschgift eine schwere Gefahr für Asien, Afrika und Europa. So wurde noch vor ganz kurzer Zeit fernöstliches Opium für Abessinien festgesetzt.

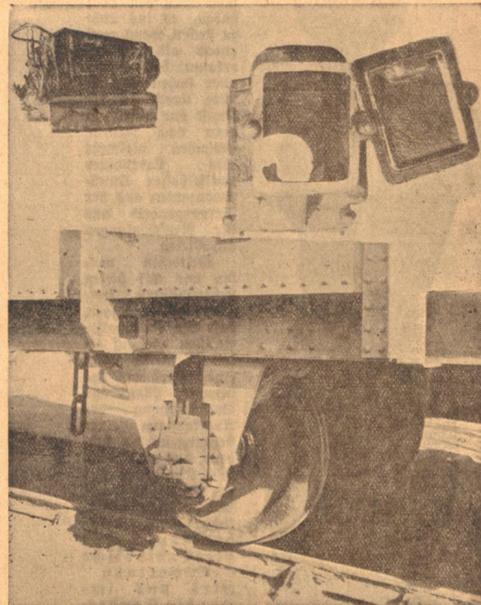
Zu den großen Schlägen der ägyptischen Polizei in der Sinai-Wüste. Die Mittagsonne brennt heiß und unbarmherzig auf die Unterfunktsträume. Der Wosten marschiert wie ein Schlafwandler auf und ab. Da hört er Hufschläge, und um die Ecke brennt ein Kamelreiter. Er ist völlig erschöpft, man sieht es ihm an. Fast bricht er vor seinem Reittier zusammen, und der Schweiß läuft ihm in Strömen über Gesicht und Hals.

Den Boten und Diener Elogius Pinchall, der auf einem italienischen Schiff angeheilt war, hatte man gleichfalls schon lange im Verdacht, daß er ein abgefeimter Rauschgiftschmuggler sei. Man ging also wieder einmal an Bord zu ihm und durchsuchte seine Habseckheiten, aber die Durchsuchung war vergeblich. Als die Polizei schon wieder unverrichteter Sache von Bord gehen wollte, da lief Pinchall hinter den Beamten her und warf vor ihren Augen eine Tube mit Opium über Bord und erklärte, er wolle lieber ins Gefängnis gehen als weiter Blut spuden. Das Rauschgift hatte seine Kräfte bereits soweit zerfört, daß er der Schwindsucht nahe war.

Die orientalischen Schmuggler sind in der Erfindung von Rauschgiftverfälschungen nicht weniger praktisch und einfaltreich als die europäischen Schmuggler. Als heikelste Verfälscher gelten Damenpantoffeln, die Achsen von Eisenbahnwaggons, arabische Kaffeekannen, das Zaumzeug der Kamele, hohle Stangen von Bettstellen, Handwerksgeräte, provisorische Herde.

## Razzia in der Wüste

El Arif ist das Hauptquartier der ägyptischen Polizei in der Sinai-Wüste. Die Mittagsonne brennt heiß und unbarmherzig auf die Unterfunktsträume. Der Wosten marschiert wie ein Schlafwandler auf und ab. Da hört er Hufschläge, und um die Ecke brennt ein Kamelreiter. Er ist völlig erschöpft, man sieht es ihm an. Fast bricht er vor seinem Reittier zusammen, und der Schweiß läuft ihm in Strömen über Gesicht und Hals.



Berüstet der Rauschgiftschmuggler in Eisenbahnwaggons. Aufnahme: Jung.

Sinten am Horizont taucht eine Station auf. Sicher machen sie dort halt, um neues Wasser aufzufüllen, denn der Kühler köhst. Wenigstens eine kleine Abwechslung in dieser Einsöde. Vielleicht gibt es dort auch Tee oder Kaffee oder Soda.

Die Unterhaltung ist eingeschlafen. Zu heiß, um sich zu unterhalten. Die Sonnenstrahlen lächeln jeden Sprachversuch. Weiter unten die Wagen. Stellenweise wird der Weg nur durch eine Radspur gekennzeichnet. Der vorderste Fahrer braucht sicherlich einen Kompaß. So denkt man, aber er greift nur ganz selten danach. Der Hinterrad dieser Eingeborenen ist so groß, daß sie sich beim Fahren nach kleinen Erhebungen, nach einem halbverdorren Strauch, nach einem Stein richten.

Jetzt muß die Station an der Straße liegen. Aber nichts ist mehr zu sehen. Sind die Wagen eine andere Richtung gefahren? Aber dann müßten doch immer noch die Umrisse der Station kenntlich sein. Nichts, nur Sand und Sonne. Und eben sah man es doch noch ganz deutlich, den kleinen Kamin, den Zaun, die Wasserstelle.

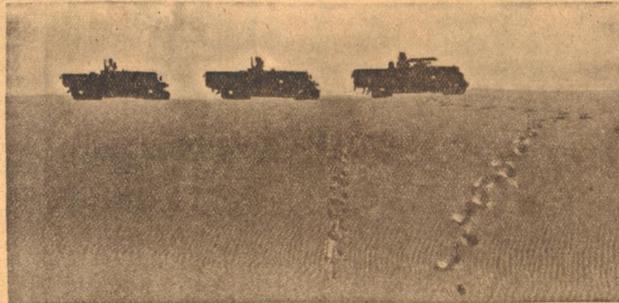
Es fällt dir wie Schuppen von den Augen — eine Fata Morgana. Der Offizier wird sie längst als solche erkannt haben, aber er schweigt. Der Zähler zeigt auf 250. Also noch 50 Kilometer, dann kann der Tanz beginnen. Es ist halb vier Uhr. Wie diese Wagen gefahren sind! 250 Kilometer in 2 1/2 Stunden. Das ist beinahe eine Rekordleistung, denn es ist in der Zwischenzeit nicht gehalten worden. Keine Unterbrechung, kein Wassertrinken.

Aber jetzt kloppen sie mitten in der Wüste. Die Wagen müssen für den Endspurt zurecht gemacht werden. Benzin und Wasser sind in Proviantkisten verkauft. Hier gibt es keine Tankstellen, und auch auf Wasser darf man sich nicht sonderlich verlassen, man könnte böse Erfahrungen machen. Ein Schluß Tee aus Feldflasche, ein Happen aus dem Papier und weiter geht die mörderische Fahrt.

Schluß folgt.



Im Schatten des Beduinentztes



Die Spuren der Schmuggler, die mit Kamele unterwegs sind, lassen sich leicht feststellen, solange kein Sturm losbricht

Junge Künstlergeneration in Baden:

# KARL LAHN

Unter dem Leitwort „Junge Künstlergeneration in Baden“ soll, so sagten wir damals, in nicht genau festgelegten zeitlichen Abständen von dem Schaffen noch unbekannter badischer Künstler gesprochen werden, um ihnen den Weg in eine breitere Öffentlichkeit zu bahnen. Andererseits soll aber auch der Öffentlichkeit gezeigt werden, daß in unserem badischen Heimatland junge, überaus starke Kräfte am Werk sind, die die in der Kunstfrage von Mißverständnissen nur allzu oft gebräuchte Phrase „Es ist nichts da“ Lügen strafend, es ist schon etwas da! Nur muß man die Fähigkeit haben, es zu sehen, zu erkennen und man muß den Mut haben, es ins Licht zu stellen, wenn man etwas als wertvoll erkannt hat. Leider aber suchen reaktionäre Kreise in der Kunst nur allzu ungern nach Neuem, versuchen vielmehr alte Badenhüter zweifelhafter Kunstproduzenten aus der Vergangenheit uns für Neuschöpfungen anzubieten.



Junges Mädchen 1934

Wir wollen mit diesen Lebensbildern junger Künstler zeigen, daß wir Nationalsozialisten wie auf allen Gebieten nicht einen Bart von bestimmter Länge zur Voraussetzung der Anerkennung einer Leistung machen, sondern, daß es uns um das Kunstwerk und um die es schaffende und tragende Persönlichkeit geht. Voraussetzung für die künstlerische Bewertung wird uns immer die Sauberkeit des Künstlers und seiner Kunst bleiben, ebenso wie die Harmonie zwischen Können und Wollen eine verbindliche Forderung ist, die wir an jeden Künstler richten.

Man freit sich in manchen, meistens unproduktiven Künstlerkreisen über die mannigfachen Probleme in der Kunst. Unterdessen sind die andern Schaffenden am Werk. Noch keinem Künstler sind Vorbeeren unbedient in den Schoß gefallen, es sei denn in der Vergangenheit, unter die durch den Nationalsozialismus ein Strich gezogen wurde. Diejenigen Künstler aber, die rastlos an der Arbeit sind, sollen auch den Erfolg ihres Schaffens in der Anerkennung ihrer Leistung sehen. Das aber soll gerade mit den jungen Künstlern geschehen, die noch um einen Platz in Ausstellungen kämpfen müssen, denen man den ungeeigneten zuweist, wenn man ihnen überhaupt einen gibt.

Der junge Künstler, den wir heute würdigen wollen, ist Plastiker und gehört zur jüngsten badischen Künstlergeneration. Dem Bildhauer ist im Großen und Ganzen eine Beschränkung in der Wahl seiner Motive auferlegt, denn im allgemeinen stellen wir in der Plastik nur Einzelwesen, höchstens eine Gruppe, niemals aber eine Landschaft dar. Vor allem wird sich also der Plastiker mit dem Menschen und den Erscheinungsformen seiner Wesensart befassen, denn wie der Porträtist, wird er in der Haltung und Mäße des Menschen auch seine Wesensart, seine Seele zu erfassen suchen. Immer muß er eine Ganzheit geben, denn um eine Plastik können wir gehen, während wir im Gemälde nicht zu schreiten vermögen. Aus dieser Forderung wächst für den Plastiker die Schwierigkeit, sein Modell von allen Seiten so zu erfassen, daß es ästhetisch ist. Auch ist ihm kaum wie dem Maler die Mög-

lichkeit gegeben, einen einmal gemachten Fehler zu verbessern. Sein Material ist meist hart und spröde, ein falscher Meißelanstoß kann eine ganze Büste verderben. Daher kann sich der Bildhauer nicht allein von der Intuition bestimmen lassen, er muß auch mit äußerstem Scharfblick und mit dem Verstand im Hinblick auf das ihm gegebene Material arbeiten. Diese Forderungen aber bestimmen wiederum seine Persönlichkeit.

Aus Karl Lahn ist so ein ruhiger, zurückgezoener, stark in sich gefehrter Mensch geworden, der durch seine Schwerhörigkeit beinahe etwas scheu wirkt. Ein paar Fragen aber lassen schon einen Menschen erkennen, der sich durch ernste und zielbewußte Arbeit ein Wissen auf-



Der Führer 1932

Aufnahme: Führer

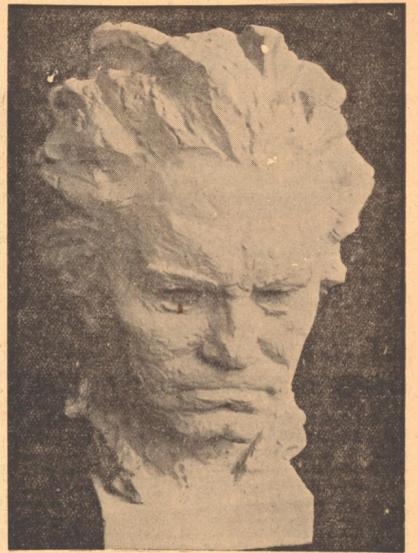
den ihn berührenden Gebieten angeeignet hat, ohne dadurch vielleicht unnatürlich oder gefünstelt zu wirken. Die Plastik hat ihn zu eingehenden Menschenstudien geführt. Die Beschäftigung mit den Theorien über die Entwicklung des Menschen ließ ihn den Versuch machen, ein Mittelglied zwischen Affe, Neandertaler und Intellektuellem zu formen. In einer Zeit, die in ihrer Hohlheit und Unklarheit heute vollkommen von uns erkannt ist, sehen wir Karl Lahn als Einzelgänger seinen Weg gehen, der ihn aber ganz in unsere Nähe führte. Schon damals besaß sich der junge Künstler mit germanischer Vorgesichte. Und wenn wir heute seine Plastiken anschauen, so sehen wir ganz deutlich, aus welcher Lebenshaltung heraus sie gestaltet sind und an was sich diese Lebenshaltung geformt hat.

Das Leben dieses jungen Künstlers ist sehr bald erzählt. Am 22. Mai 1908 wurde Karl Lahn als Sohn des hiesigen Kammervirtuosen in Karlsruhe geboren. Noch heute spielt der Vater im Orchester unseres Staatstheaters und ist Landesleiter des Gaus Baden der Reichsmusikammer. In Preußen hat die Wiege des Vaters gestanden, der bei den badischen Leibregimenten diente und anschließend an das damalige Hoftheater kam. Die Mutter Lahns ist gebürtige Karlsruherin. Bei einem Besuch im Atelier setzte uns der junge Künstler einen Kreuzstus, der unter der Hand eines Bruders seiner Mutter, eines bekannten Münchener Bildhauers, entstanden ist. Das Künstlerische liegt also dem jungen Menschen von den Eltern her im Blut. Auch ein Onkel des Vaters war Bildhauer im Brandenburgischen.

er in seiner gesunden Art die krankhaften Experimente und die Pseudokunst unter dem Sowjetstern ablehnte.

Nun begann für Karl Lahn eine Reisezeit, die den Gesichtskreis des jungen Künstlers bedeutend erweiterte. Zunächst aber folgen im Anschluß an seine Studien praktische Arbeiten in Ludwigsburg und München, wo er eine 3 Meter hohe Madonna im Auftrage von Professor Buisch schuf. Seine Studienreisen führten ihn dann nach Berlin (1928), Florenz (1924) und Paris (1926 und 1928). Ebenfalls liegen in dieser Zeit die Studien an Werken der alten Meister in Bamberg, Würzburg und Nürnberg. Als eine Art Abschluß dieser Ausbildungs- und Werkzeit können wir dann sein Studium in Paris in der Privat-Academie de la grande Chaumière ansehen, wo er bei Bourdelle die letzten Striche an seiner Künstlerpersönlichkeit tun konnte.

Daneben aber hatte er aus den Schätzen der Pariser Museen manche Anregung gewonnen. Rodin fand seinen Beifall nicht. Ebenfalls berührten ihn die Plastiken Michelangelo in Paris und Florenz wenig, aber die Wärme und tiefe Verinnerlichung eines Meisterschneiders tiefen die starke Phantasie des jungen Künstlers nach. So wuchs Karl Lahn zu einem Menschen heran, dessen Stärke in seiner Einseitigkeit liegt. Wenn mancher darin einen Nachteil sehen möchte, so werden ihn die Werke Lahns vom Gegenteil überzeugen. Sie liegen alle auf einer einheitlichen Linie. Kaum werden wir darunter eine Plastik finden, die wir als Experiment bezeichnen könnten. Aus allem spricht eine Herzhait im Ausdruck und in der Haltung. Wer sich einmal die Mühe macht, Karl Lahn in seinem Atelier zu besuchen, der wird bei den nebeneinander stehenden Werken feststellen, daß sie sich alle auszeichnen

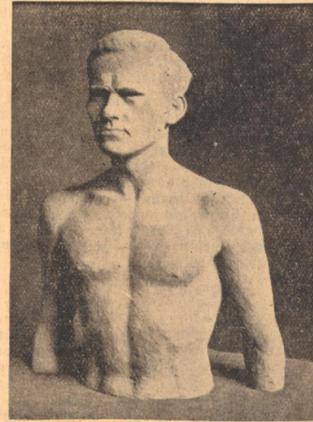


Beethovenbüste 1930

durch eine freie Stirn. Karl Lahn selbst strebt durch unermüdete Arbeit nach immer weiterer Vereinfachung, d. h. Vernatürlichung seiner Werke, ohne dadurch vielleicht ins Stilisieren zu verfallen. Wir erkennen diese Linie ganz deutlich aus den drei Plastiken „Jüngling“ (1930), „Mädchen“ (1932), und „Junges Mädchen“ (1934). Alle sind betont durch die freie klare Stirn und eine aufrechte, natürliche Haltung. Besonders deutlich wird das Streben nach Natürlichkeit in der überaus glücklich gelungenen Haltung des „Jungen Mädchens“. Auch sonst zeigt diese Plastik die sichere Hand des jungen Künstlers in der gelungenen Verteilung der Proportionen. Die „Schleifische Bäuerin“ (1935) ist eine rein aus der Phantasie gestaltete Figur. Im Übergang von der gefalteten Schürze über das Kopftuch bis zu dem spitzbogenartigen Ausgang liegt ein gotischer Ausdruck. Schon 1932 formte Karl Lahn einen „Hitlerkopf“, der 1933 im Staatstheater bei einer Meistersinger-Aufführung ausgestellt war.

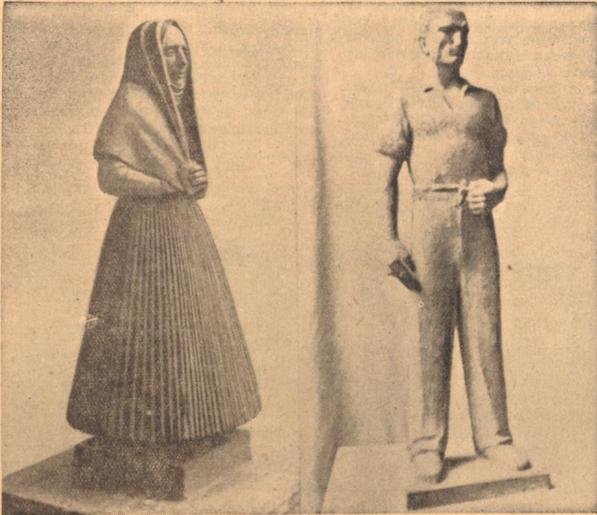
Im Ausdruck hat Karl Lahn hier den um Deutschland ringenden Revolutionär der Kampfzeit, den in die Zukunft blickenden gläubigen Menschen betont, in dessen ernstem Gesichtsausdruck die Verurteilung zum Führer Deutschlands geschrieben steht. Wir erkennen aus der Wiedergabe die innere Größe dieses Menschen. Auch in seiner ausgezeichnet gelungenen „Beethovenbüste“ liegt der Ausdruck des Kämpfers, des dämonisch Uebermenschlichen. Von den Werken Karl Lahns wurden vom badischen Staat aus der ständigen Ausstellung in Baden-Baden und der Ausstellung „Arbeit und Feierabend“ in der badischen Landeskunstschule zwei angekauft.

Dennoch führt der junge Künstler einen harten Existenzkampf. Seine vielseitigen Interessen haben ihn zu einem lebensvolligen Mitertümsammler gemacht, auch beteiligt er sich an Ausgrabungen. Dennoch ist alles bestimmt von einer klaren einseitigen Linie. Die vielseitige Neigung führte den jungen Künstler in weltanschaulichen Auseinandersetzungen um Rassen- und Glaubensfragen auf dem Nationalsozialismus verwandte Wege. So klingt es nicht phrasenhaft, wenn Karl Lahn sagt: „Die Aufgabe des Künstlers im dritten Reich ist eine in sich gesunde, gebundene und nicht entfremdete Kunst dem Volk zu bringen, unermüdetlich für das Verständnis zur Kunst und zum Künstler zu werben, und mit echtem deutschen Idealismus den Weg für die kommende Generation frei zu machen, um ihnen den gebührenden Platz an der Sonne zu sichern. Denn wir leben weiter mit unserem Gedanken- und Ideenreichtum im Blut der kommenden Geschlechter.“  
Günter Röhrdanz



Sitz: Jüngling 1930

Stehend: Mädchen 1932



Schleifische Bäuerin 1935

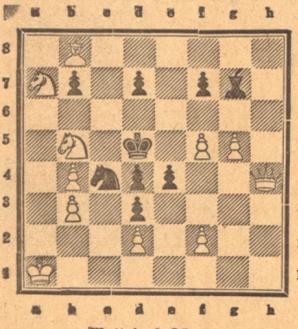
Arbeitsmann



# Schach

Folge 37 — 15. September 1935

Problem Nr. 37  
W. Rauterbach, Mannheim.



Matt in 3 Zügen

Jungmeister am Brett!

Stilianiſch:

- Weiſſ: Paul Keres (Ungarn) 1. e2-e4 7-c5 2. e4-f3 8-g4 3. e4-e5 9-f6 4. e5-f6 10-g7 5. e6-d5 11-c6 6. d5-d4 12-c5 7. e5-f6 13-d5 8. e6-d5 14-c6 9. f1-f3 10-g4
- Schwarz: Winter (England) 11. f4-f5 12. f3-f4 13. e5-f6 14. d4-d5 15. d5-d6 16. d6-d7 17. e1-e2 18. f2-f3 19. g2-g3 20. h2-h3

Anmerkungen

1) Nur durch diesen Bauernvorstoß ist diese Anlage der „Stilianiſchen“ zu widerlegen, nach 8. e3 spielt Schwarz d5! und hat gleiches Spiel.

2) Diese Stellung war schon oft da, mit dem Textzug versucht Schwarz den ungleichen Doppelaauern loszuwerden, um so die Linie seiner Dame zu verlängern und Einfluß auf das Zentrum zu gewinnen.

3) Eine beachtenswerte Neuerung, die den Wert der von Schwarz gewählten Spielweise in Frage stellen dürfte, da die Antwort 7. ... e7 wegen der Folge 8. e7f1, De7: 9. d'e1 für Schwarz nicht erprießlich wäre, hat der Anstehende ein wichtiges Angriffstempo gewonnen. (H. Müller in „Schachschö“).

4) Kühn und konsequent! Nur so kann Weiß seinen geringen Entwicklungsvorsprung entscheidend vergrößern.

5) Malwitz freuen ist ungesund! Hier hätte der Engländer mit e5 endlich etwas für seine Gesundheit tun müssen.

6) Eine Idealfeststellung! Für jeden verlorenen Bauern hat Weiß eine Leichtfigur wirksam im Gefecht. Für Schwarz ist kaum eine Rettung zu finden. Nach e6 kann 13. De2, e6: 14. De5+, e6: 14. Dd2; mit der Doppelrohung Dd7: und Dd5+ folgen; nach e6 folgt Dd3 mit der Drohung e7:, nach dem Textzug Dd5 entscheidet auch dieser Dineinschlag.

7) Nach Kf3 folgt 15. f1-e1, e6: 16. Df3+, Kd8 17. e7f1.

8) Schwarz gibt mit Recht auf: 19. ... e6: 20. De6+, Kf8 21. e6: matt! oder 19. ... Kd8 20. Dg6+, Kf8 21. Dd6+: Kd7 22. Df6+, Kd8 23. Dg6+, Kf8 24. e6:+, Kd7 25. De4+: nebst Dd7: —

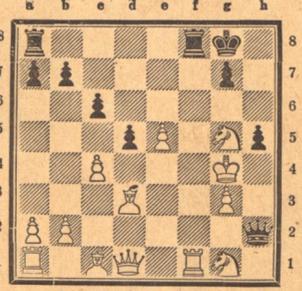
Eine ausgezeichnete Leistung des erst 17-jährigen Engländer, der in Warschau am 1. Brett für England kämpfte und Spieler wie Winter, Frau, Foerderer und Andersen in großem Stil schlug.

Holländisch

- Weiſſ: Gläcksberg 1. d2-d4 7-f5 2. c2-c4 8-g8-f6 3. e5-f6 8-e7-e6
- Schwarz: Rajdorf (Warschau) 4. e3-f3 5. e2-e3 6. f1-f3 7-f5 8-e7-e6 9-f6 10-g7 11-c6 12-c5 13-d5 14-c6 15. d5-d6 16. d6-d7 17. e1-e2 18. f2-f3 19. g2-g3 20. h2-h3

7. 0-0 0-0 15. Kd2-f3 e6-e5!  
8. Sc e2 9. e6-e8-d7 16. d4:e5 e7:e5+!  
9. e6:e1? 10. d6-e2+ 17. f4:e5 e4:e5+  
10. Kd1-g1 e6-g4 18. Kf3-f4 e5-g6+  
11. f2-f4 Dd8-e8 19. Kf4-f3 f5-f4!  
12. g2-g3 De8-h5 20. e3:f4 e2-g4+  
13. Kf1-g2 21. Kf2-g1 21. Kf3:g4 e6-e5+ 22. f4:e5 g7-h5 Matt

Schlusstellung



Anmerkungen

1) Ehrgeiziger Kf4!  
2) Hier müßte Weiß mit e5 nebst f4 den Gegenkönig antreiben.  
3) Dieser Anstoß findet eine überraschende Widerlegung.  
4) Nun hofft Weiß durch 14. f1 nebst e3 den eingedrungenen Kd2 zu erobern, wird aber durch seines Gegners tatkräftiges Spiel gänzlich enttäuscht.  
5) Das siebente Opfer! Alle Reichfiguren von Schwarz haben den Helikopter erlitten! Es folgt ein bemerkenswertes Matt, das wir im Bild festgehalten haben.

## Aus der Schachwelt

Dreiländerkampf

In der Zeit vom 7. bis 14. September findet in Zoppot ein Länderkampf zwischen Deutschland, Schweden und Polen statt. Jedes Land stellt vier Vertreter, von denen jeder gegen jeden Teilnehmer der beiden anderen Mannschaften eine Partie zu spielen hat. Deutschland wird durch Klues, Bogoljubow, Carls und Richter vertreten werden, Schweden entsendet Stahlberg, Stolt, Lundin und Danielson oder Larsson, die polnische Mannschaft besteht aus Tartakower, Grpman, Rajdorf und Matarszef.

Deutsche Fernschachmeisterschaft

Zur deutschen Fernschachmeisterschaft sind zugelassen worden (Reihenfolge der Auslosung): 1. F. Vogt, Charlottenburg, 2. A. Schwind, Rodalben, 3. F. Dalbert, Köln-Gürtel, 4. J. Bernards, Langenfeld, 5. C. Reinitzsch, Reichenbach, 6. G. Vogmann, Bochum, 7. W. Schumann, Hamburg, 8. E. Stowronet, Wanne-Eickel, 9. Eisinger jr., Karlsruhe, 10. J. Steger, Tirschenreuth, 11. W. E. Kumerth, Berlin, 12. M. Seibold, Kalen, 13. P. David, Niederroßbach. Das Turnier hat am 1. September begonnen.

Nationales Meisterturnier in Bad Saarow  
Vom 21. bis 30. September findet im Rahmen der Olympiavorbereitungen in Bad Saarow ein nationales Meisterturnier mit 12 Teilnehmern statt. Es sollen erneut ältere Meister mit den besten Nachwuchsspielern aufgenommen werden. Voranschichtliche Teilnehmer sind Bogoljubow, Semisch, Heineke, Reiff, Engels, Reinhardt, Brindmann, Wiesel, v. Hennig und weitere Jungmeister.

Das Winterturnier des Durlacher Schachklubs gewann Meßger mit 24½ Punkten aus 32 Partien vor W. Ebert und D. Müntsch mit 23½. In der 2. Klasse wurde H. Reich mit 20 Punkten aus 26 Partien Sieger.

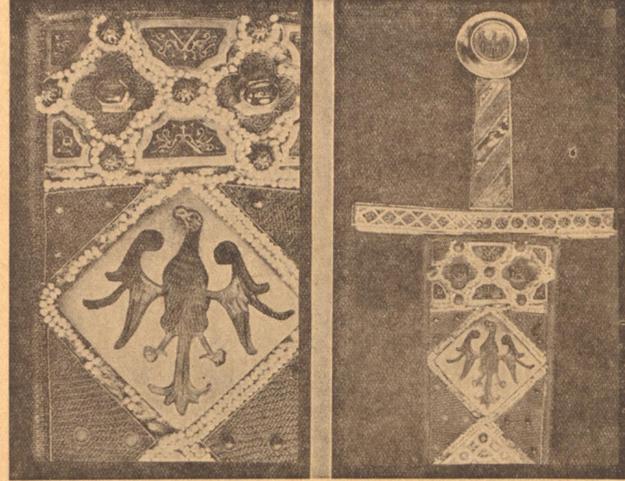
Nachtrag: Richtige Lösungen gingen noch ein von D. Glaser, Rauterbach zu 31 und 33 und von H. Amtsbühler, Karlsruhe zu 33.

## Aus der Geschichte der deutschen Reichskleinodien

Die Stadt Nürnberg hat dem Führer Adolf Hitler eine Nachbildung des alten deutschen Reichsschwertes überreichen lassen. Dieser symbolische Akt läßt nun die Frage aufkommen: Wo ist das Urbild des Reichsschwertes? Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß in der Wiener weltlichen Schatzkammer neben den habsburgischen Hauskleinodien auch noch die Kleinodien und Reliquien des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ zu sehen sind. Die Wiener weltliche Schatzkammer — das ist die Schatzkammer des ehemaligen österreichischen Kaiserhauses, enthält u. a. die folgenden alten deutschen Reichskleinodien und Reliquien: die deutsche Kaiserkrone, den Reichsapfel, das vergoldete Szepter, das silberne Szepter, das Reichskreuz, den Säbel Karls des Franken, das Schwert des heiligen Mauritius, das kaiserliche Zeremonien Schwert, das Evangeliar Karls, die heilige Lanze, ein goldenes Kreuz mit einem Stück vom Marterholz des Herrn, die Stephansurba, den Kaisermantel (Kronungsmantel), die Alba, die Dalmatika oder Tunivella, die Adlerdalmatika, die Kaiserstola, den Gurt für das Mauritius Schwert, einen Gürtel aus blauer Seide, die Handschuhe, die Strümpfe und die Schuhe.

Diese Kleinode und Reliquien bilden die ältesten Stücke des Schatzes und ihre Geschichte ist bewegt genug. Sie umfassen genau den Zeitraum vom Weihnachtstage der Krönung Karls, bis zum 26. August 1806, mit welchem Tage die Macht des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ schattenhaft verwich. Und so umhaucht diese ehrwürdigen Insignien die Erinnerung an eine großartige Epoche deutscher Kaiserherrlichkeit.

Geht erhalten oder von den Avarn erbeutet haben kann, und das kaiserliche Zeremonien Schwert, mit welchem nach der Krönung die Nürnberger Abgesandten zu Ritters geschlagen wurden. Der Sage nach soll dieses Schwert dem Kaiser von einem Engel überbracht worden sein. Ein überaus



Der Knopf des Schwertes, das die Stadt Nürnberg dem Führer schenkte (Weinbild)

Das früheste Verzeichnis der Reichskleinodien stammt aus dem Jahre 1248. Damals, als die deutschen Kaiser noch keine festen Residenzen hatten, führten sie die Insignien ihrer Majestät auf ihren Zügen mit sich. Erst seit 1350 waren die Kleinodien in Böhmen und Ungarn gewesen (auf dem Bischof und Grafen in Prag, auf Karlstein, in der königlichen Burg zu Wien und auf der ungarischen Krone in Buda), bis sie dann, um 1434, nach Nürnberg kamen, von wo sie bei Anlaß von Krönungen in die Krönungshäute Aachen, Bologna oder Frankfurt gebracht wurden, um dann wieder nach Nürnberg zurückgetragen zu werden. Von Nürnberg kamen die Kleinodien und Reliquien gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach Prag, und von dort über Regensburg, Passau und Linz nach Wien, wo sie erst um 1837 der allgemeinen Verfügung zugänglich gemacht wurden. Und nun kann man in einem alten Trakt der Wiener Hofburg die kleinen Räume durchstreifen, in denen diese ehrwürdigen Heiligtümer und Machtzeichen aufbewahrt sind, und kann vor Schaulust und Ehrfurchung stehen und schauen und der Vergänglichkeits alles Irdischen nachsinnen.

Da ist die alte deutsche Kaiserkrone, umschimmert vom Glanz eines Jahrtausends deutscher Geschichte. Sie sah einst auf dem Haupte Konrad, des Kaisers (1024-1039); der Bügel dieser Krone, der von der Stirn

mit figürlichen Darstellungen in Email geziert, gilt die alte deutsche Kaiserkrone als ein Werk burgundischer Goldschmiedekunst. In der gleichen Vitrine wie die Kaiserkrone steht man auch den Reichsapfel und die beiden Reichsszepter, das eine aus vergoldetem Silber, das in vier verschlungenen Eichenblättern und einer Eichel endet, und das silberne Szepter, das einst das „silberne Szepter“, wie das andere das „obergültige“ Szepter genannt wurde. Das „silberne Szepter“, eine Röhre aus Silberblech, das heute fast bis zur Schwärze gedunkelt ist, war wohl einst, darauf läßt sein siebartig durchlöcheres, in Form einer Frucht gebildetes Ende schließen, ein Alpenröllchen, ein Weiprengel. In anderer Vitrine sehen wir das Reichsevangeliar, dessen silbervergoldeter Deckel herrliche Goldschmiedekunst zeigt. Die sitzende Hauptfigur ist Gottvater, der die Krone Maximilian I. trägt. Links ist eine knieende Madonna, rechts der Erzengel Gabriel veranschaulicht, während in den Ecken die Symbole der Evangelisten erscheinen. Das Evangeliar selbst ist in Unzialchrift auf Pergament geschrieben und mit Miniaturen geschmückt. Die Fertiger des Deckels ist Hans von Neutlingen, ein Aachener Goldschmied. Besonders zu nennen sind dann auch der Säbel Karls, den der Frankenkaiser von Sarun al Raschid zum

# Wörterpuzzle

Städterästel  
An Stelle der Punkte sind Städte, die an den betreffenden Flüssen liegen, einzusetzen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der einzelnen Städte von oben nach unten gelesen, eine Stadt an der Donau.

1. Gavel . . . . .  
2. Ruhr . . . . .  
3. Rahn . . . . .  
4. Wupper . . . . .  
5. Pegnitz . . . . .  
6. Aare . . . . .  
7. Oder . . . . .  
8. Donau . . . . .  
9. Rhein . . . . .  
10. Leine . . . . .

Silberkrästel  
Aus folgenden 53 Silben:  
a — a — be — fein — brand — bre — her — hi — dag — dau — di — ei — ein — el — fa — fen — fen — ha — hoch — i — il — in — in — fork — lei — len — ler — li — maul — mut — ne — ner — ner — ni — nie — ra — ra — ra — ri — ri — ro — sa —

Auflösungen  
Silberkrästel, 1. Damask, 2. Gefirgelschwert, 3. Nidda, 4. Nibelungen, 5. Weibachten, 6. Atom, 7. Soba, 8. Majoran, 9. Astrolog, 10. Nelke, 11. Schuberl, 12. Winter, 13. Auto, 14. Nadius, 15. Zwietsch, 16. Alan, 17. Urania, 18. Friedrich, 19. Walfisch, 20. Europa, 21. Simenau, 22. Samos.

23. Senate, 24. Protat, 25. Eifer, 26. Sahara, 27. Jnnung, 28. Lante, 29. Zepetun. — „Denn was man schwarz auf weiß heißt, kann man gestoft nach Hause tragen.“

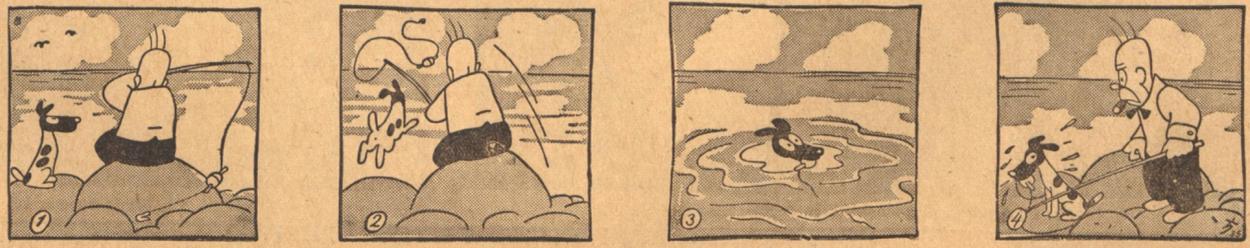
Denkaufgabe, 12 Silbe zu 1 Meter = 12 Meter, 85 Silbe zu 2 Meter = 170 Meter, 3 Silbe zu 6 Meter = 18 Meter, zusammen 100 Silbe = 200 Meter.

Wörterpuzzle:  
deuts chland  
p b e n a r e s m  
a l a o t h c p  
r i a s t h f  
t a l a r o t o l f  
e a m u r n a  
m d r b e  
n e r d b a h n e  
t y p o g r a p h i e

Magische Silbenfiguren:  
1  
a i da mu mi e  
i re ne mi se re  
da ne brog e re mit

2  
le van te  
van da le  
te le gram

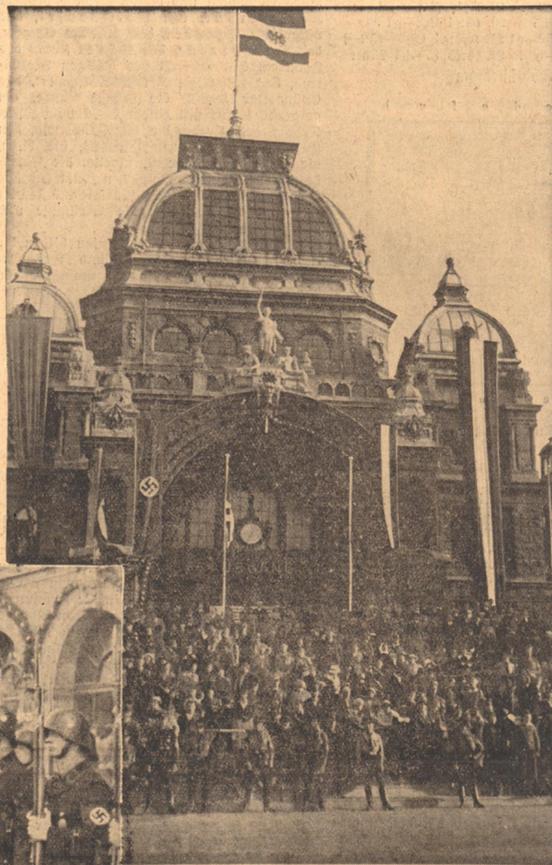
## Adamson und sein fleißiger Hund



# Reichsparteitag der Freiheit



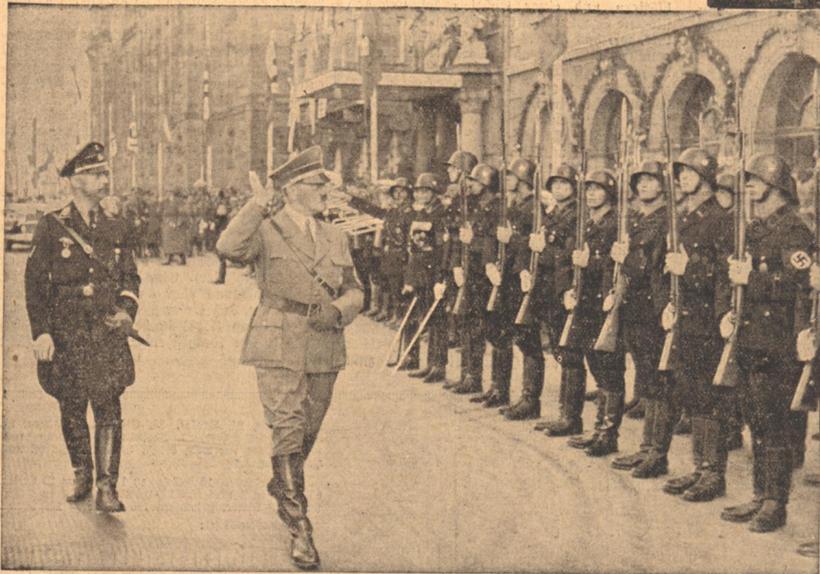
Der Führer auf dem Marktplatz in Nürnberg



Der Nürnberger Bahnhof festlich geschmückt



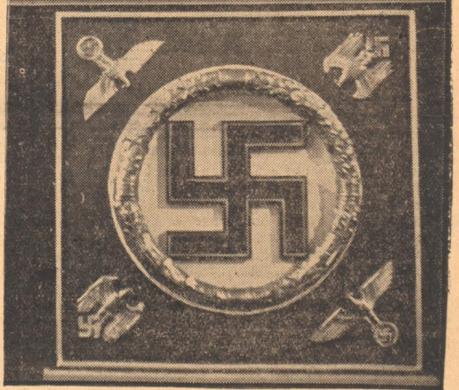
Das gewaltige Hohentwethen der Partei wacht über allen Kundgebungen



Der Führer vor dem Ehrensturm der SS



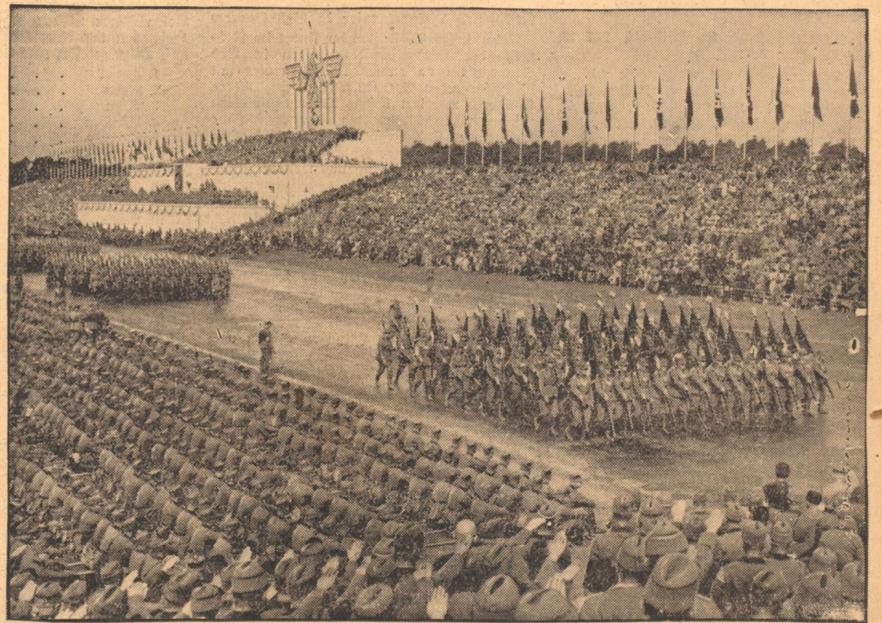
Die feierliche Eröffnung des Parteikongresses durch Rudolf Heß



Aufnahmen: S. Hoffmann (2), Edel, Presse-Photo, Presse-Bild-Zentrale, Rog (2)



Der Marsch der Politischen Leiter durch Nürnbergs Straßen



Die Marschkolonnen des Arbeitsdienstes auf der Zeppelinfeld

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. G. Kührhanz und Fred Hees, Regensburg